Nr. 47. Jahrgang V. Berlin, 20. Novemb. 1896.

# Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Nebst einer wissenschaftlichen Beilage „Jeschurun".

Redakteur: A. Levin.
Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57.
Telephon:
Redaktion VII, 4236. * Expedition VI, 796.

Treu und frei!

Bezugspreis vierteljährlich:
Deutschland u. Oesterreich-Ungarn Mk. 2,00,
alle andern Länder Mk. 2,50.
Post-Zeitungsliste Nr. 108.

Die **„Wochenschrift"** erscheint an jedem Freitag mindestens 20 Seiten ($2\frac{1}{2}$ Bogen), der **„Jeschurun"** Mitte und Ende jeden Monats mindestens 4 Seiten ($\frac{1}{2}$ Bogen) stark. Zu beziehen durch die Post (Zeitungsliste pro 1896 Nr. 108) oder unsere Expedition.



## Inhalt:



## Jakob der Kämpfer.

Der Traum des Lebens gleicht selten, gleicht niemals dem Leben des Traumes, und zeigt uns Jakob der Träumer das Idealbildes eines vom Erhabenen beseelten, vom Sieg der Gerechtigkeit überzeugten jugendlichen Gemütes, so ist uns Jakob der Kämpfer das Muster männlicher, in den Fährnissen des Lebens gereifter, durch Wahrnehmung und Erfahrung bestätigter Einsicht. Diese Einsicht lehrt ihn ein Recht kennen, das dem Träumen fremd gewesen, eine Macht würdigen, die er ehedem nicht anerkannt: das Recht des Stärkern, die Macht der Faust. Diese Einsicht lehrt ihn mit jenem Rechte rechnen, dieser Macht begegnen. Der nämliche Jakob, der, nach der Mitteilung unseres heutigen Bibelabschnittes, jenseits des Flusses Jabok einem himmlischen Wesen mit männlichem Mute entgegentrat, mit ihm während der Nacht rang und es als der Morgen anbrach besiegte, begegnet diesseits des Flusses Jabok seinem leiblichen Bruder mit Demut, ja Devotismus und entwaffnet ihn durch Sanftmut und Bescheidenheit.

Nach dem Geschmacke Jungisraels wäre dies gerade nicht. Dieses würde, duellwütig, entweder den übermächtigen Bruder Esau zum Zweikampf herausgefordert oder einen Verein zur Abwehr des Esauismus begründet haben; es würde in Versammlungen den Stärkeren zu überzeugen gesucht haben, daß sein Vorgehen wider die Verfassung verstoße, sein Verhalten aller Gerechtigkeit Hohn spreche. Esau aber stände mittlerweile, ohne die Ausführungen zu hören oder zu beachten, mit schlagfertiger Faust draußen, Jakob den Uebergang über den Fluß Jabok wehrend. Und doch wäre es erwünscht und erfolgreich, wenn Jungisrael in dem ihm aufErzwungenen Kriege die Strategie des Kämpfers Jakob sich zum Vorbilde nehmen wollte.

Wie dieser, haben auch wir einen Kampf nach zwei Fronten zu führen; in der Dunkelheit der Nacht wider einen Geist, den Geist des Indifferentismus, und seit der Morgen angebrochen gegen die übermächtige Faust, die uns der Schwelle des Vaterhauses fernhalten will. Allein als hätten wir im Laufe eines zweitausendjährigen Geschichtslebens nichts gelernt und nichts vergessen, haben wir unsre Truppen falsch aufgestellt, haben wir sie konzentriert, wo sie selbst in der Defensive zu schwach, sie jenem Punkte entzogen, wo sie selbst für die Offensive stark genug wären.

Seit fast anderthalb Jahrzehnten konsignieren wir unsre besten Männer gegen die antisemitische Front, verzetteln wir Zeit und Geist und Geld in dem Kampfe gegen einen Widersacher, der keine vis legis, sondern nur eine vis major kennt, nicht die Macht des Rechts, sondern das Recht der Macht anerkennt. So oft uns etwas verweigert wird, so oft fordern wir; je mehr wir fordern, desto mehr wird uns verweigert. Seit fast anderthalb Jahrzehnten haben wir unsre besten Kräfte dem Kampfe gegen den innern Feind, den Indifferentismus, entzogen, so daß immer weitere Kreise ihm zum Opfer fallen; für diesen Kampf aber haben wir weder Zeit noch Geist noch Geld, obwohl er ebenso siegverheißend wär, wie der Krieg gegen den äußern Feind erfolglos ist.

Wie lange noch wollen wir diese Taktik beobachten, noch etwas erstreben, was wir nicht erlangen können, und dem Verfalle preisgeben, was wir erhalten müssen! Möchten doch die besonnenen Männer, denen es ernst ist mit der Wiedererweckung jüdischen Lebens, das hier ertönende Signal, das die Krieger Israels nach einem anderen Punkte dirigieren will, nicht überhören, die Erfahrungen unseres leidgewohnten Geschlechts und das Verhalten des kampfbereiten Jakob nicht

übersehen. Nicht gegen die Uebermacht wollen wir kämpfen, nicht sie werden wir durch Kampf besiegen. Unser Kampf gelte dem Geiste, der uns im Wege ist, der uns am Fortschreiten hindert; aus diesem Kampfe werden wir, wenn auch mit etwas verrenkter Hüfte, siegreich hervorgehen, und in ihm die stolze Bedürfnislosigkeit gewinnen, die den Mächtigen besiegt, indem sie ihn versöhnt.

* * *

## „Boten“ und „Engel“.

(Zu Sabbat Wajischlach.)

Jakob schickte Engel vor sich her
Zu dem Bruder, der ihm grimmig grollte;
Aus der Fremde war gekommen er,
Und den Bruder er versöhnen wollte.

Zu den Eltern drängt es ihn geschwind,
Zu den alten, die er so verehret,
Wieder möcht er fühlen sich als Kind,
Da er als ein Mann zurücke kehret.

Hin zum Vaterhause möcht er ziehn,
Lange, lange war er fortgeblieben.
Wie das Herz ihm pocht! die Wangen glühn,
Wie es hin ihn ziehet zu den Lieben!

Aber nein, so schwer es ihm auch fällt,
Er bekämpfet seines Herzens Sehnen:
Eh' er einzieht in des Vaters Zelt,
Will er mit dem Bruder sich versöhnen.

Konnt' er sich den alten Eltern weihn,
Wenn sein Bruder Esau Rache brütet?
Konnten sich die Eltern sein erfreun,
Wenn die Bruderzwietracht weiter wütet?

Nein, sein Vaterhaus sei ein Altar,
Und der Haß soll nur für immer weichen,
Und er will — wie groß auch die Gefahr —
Liebend erst die Hand dem Bruder reichen.

Und zum Bruder schickt er Boten hin — —
„Boten? ‚Engel‘ haben wir gelesen!“ —
Ja gewiß: wo Friedensboten ziehn,
Sind es immer Engel noch gewesen!

Offenbach a. M. Dr. J. Goldschmidt.

## Vom Tage.

Es ist ja zweifellos, daß unsere antisemitischen Reichstags-Fraktionen die mannigfache Gelegenheit nicht vorüberziehen lassen werden, um bei den Verhandlungen über die Strafprozeß-Novelle und verwandte Materien vom sichern Port aus „zu dem Volke zu sprechen“. Zwar soll der zukünftige „Volksvertreter“ für Gießen die Stimmen der Nationalliberalen durch die ausgesprochene deutsch-ehrliche Absicht sich erworben haben, im Reichstage durch Abwesenheit zu glänzen, allein es sind Männer genug da, welche die „geheiligten“ Interessen der Führer schon im Auge behalten werden. Auch soll ja Ahlwardt versprochen haben, um Weihnachten zurückzukehren und vorübergehend den niedergebrannten Docht der Agitationsflamme seiner Waffengenossen wieder zu beleben. Die Gelehrten sind sich aber darüber noch nicht einig, wie viel ihm dafür geboten wurde, ob das amerikanische Geschäft ihm schon genug eingebracht oder ob seine treuen Wähler in Friedeberg-Arnswalde ihre milde Hand aufgethan haben; denn daß der Mann nichts thut, ohne die klingenden Häupter seiner Lieben vorher zu zählen, ist ja selbstverständlich. Vielleicht überläßt er „veränderungshalber“ sein Mandat dem festgesetzten Deutschen Sedlatzek um einen billigen Preis, und wäre es auch nur gegen Uebernahme der Abzahlung der Gerichtskosten — monatlich drei Mark —, welche Ahlwardt in seinem berühmten Ehrabschneider-Prozeß erwuchsen, und die er im erwähnten Tempo in ca. 380 Jahren abtragen müßte.

Um von den Ereignissen nicht überrascht zu werden, dürfte es ratsam sein, den Befähigungsnachweis Sedlatzeks zu prüfen und damit einen Rückblick auf die jüngsten Vorkommnisse zu verbinden.

Ein beneidenswerter Mann ist dieser Sedlatzek wegen der dreimonatlichen Gefängnisstrafe, welche ihm bewilligt wurde. Drei Monate! Soviel ist das Martyrium unter Brüdern wert, wenn wir dabei inbetracht ziehen, daß durch Gerichtsbeschluß ein Unterschied zwischen dem Juden- und dem Christengott klassisch festgestellt wurde. Es ist überflüssig, durch gelehrte Ausführungen diese Unterscheidung zurückzuweisen, wie dies früher und auch bei dieser Gelegenheit geschehen ist. Sie nützen nichts, selbst wenn die Beweise mit einer in himmlisches Azurblau getauchte Feder geschrieben würden. Sie werden nur von den Gelehrten unter den Gegnern gelesen, die das alles ohnehin schon wußten, und sie werden schon dafür Sorge tragen, daß die leichtgläubige Menge, die sich zu ihrem Piedestal hergiebt, nur das erfahre, was ihr im Interesse jener dunklen Ehrenmänner zu wissen notthut.

Der gerichtlich approbierte Judengott ist einmal vorhanden, und es ist ja sonnenklar, daß ein solcher andere Anforderungen an seine Gläubigen stellt, als der von ihm sehr verschiedene Christengott. Ob Ritualmord zu seinen Lieblingsgerichten gehören, „darüber hat ja die Wissenschaft noch kein endgiltiges Urteil abgegeben“, wie uns auch vor einiger Zeit mitgeteilt wurde. Somit ist für drei Monate Gefängnis ein Agitationsmaterial geschaffen, das ein geschickter Agitator, selbst mit geringerer Skrupellosigkeit als Ahlwardt, weidlich ausnützen kann — auf unsere Kosten und — leider — durch unsere Beihilfe. Vergebens werden wir darauf hinweisen, daß wir keine Riten haben, welche zu gegenseitiger Abschlachtung durchs Duell oder zu Mord à la Salisch und Brüsewitz, — welche nach ihrer Behauptung dem Moloch ihres Ehrenkodex, des mittelalterlichen gesellschaftlichen Ritus ihr Opfer dargebracht haben — führen. Ein Duell ist „ritterlich“, und einen wehrlosen Menschen niederzustechen, dazu gehört „Standesbewußtsein“, aber da wir nicht in der Lage sind, mitteilen zu können, welche besondere Liebhabereien der gerichtlich eingetragene „Judengott“ habe, so wird das Ritualmord-Märchen an unseren Schößen hängen bleiben, wie man überhaupt einen Verdacht nicht entfernen kann, den Verleumder verbreiten, ohne ihn beweisen zu müssen, was sonst bei den geringfügigsten Kleinigkeiten vom Gericht verlangt wird, denn es ist ja naturgemäß, daß dem Verleumder aufgegeben werden muß, seine Behauptungen zu belegen.

Die Thatsache, daß die bekannte wohlgemeinte Denunziation zu einer unbezahlbaren Reklame für Sedlatzek und seinen Anhang wurde, ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen. Von Segen kann sie nur sein, wenn von beteiligter Seite aus der Affaire die Lehre gezogen wird, daß man die Berührung mit einem Tintenfisch am Besten vermeidet, weil dieser die Gelegenheit nicht vorüberziehen läßt, ohne einen trüben Strahl von sich zu schleudern, der allseitig unangenehm empfunden wird.

Es ist ja garnicht nötig, daß sich jemand persönliche Belästigungen gefallen lassen muß, aber so lange an maßgebenden Stellen die heutige Strömung vorherrschend ist, muß die offizielle Denunziation à tout prix im höhern Interesse durchaus unterbleiben. Es kommt doch für jeden sein Zahltag, selbst ohne unser Dazuthun — es mag der unfreie Freiherr v. Hammerstein oder sein Beichtvater Stöcker sein, dem es zu gönnen gewesen wäre, im Strafmaß mit Sedlatzek zu tauschen. Der steinreiche Herr Stöcker hat sich schon längst daran gewöhnt, gegen die Einbuße seines gentlemanen Ansehens — aber auch nur gegen diese — sehr duldsam zu sein; die 600 Mark wird er mit Vergnügen bezahlen, so viel war die Folterung seines Amtsbruders Witte wert, aber drei Monate lang unfreiwilligen Gefängnishof-Geistlichen zu spielen, das wäre ihm doch ein Bischen an die Nieren gegangen.

Dies ist das Facit der immunitätslosen Zeit, und nun auf zur Kampagne! Wir werden trotz unserer ungünstigeren Position allen Angriffen zu begegnen wissen. Ob mit Erfolg, das ist eine andere Frage, deren Beantwortung bei dem Mangel an Gerechtigkeitsgefühl in unserer Zeit kaum möglich ist.

Dr. Singer-Koblenz.

## Das „modernste" Gebetbuch.

II.

M. Frankfurt a. M., im November.

Im genannten Vorwort sagt Herr Dr. Vogelstein: „In den letzten Jahren hat sich an vielen Orten der lebhafte Wunsch geltend gemacht, im öffentlichen Gottesdienst das deutsche Element mehr als bisher berücksichtigt zu sehen." Wie äußerlich, geschäftsmäßig das klingt! „Der Wunsch hat sich an vielen Orten geltend gemacht" — nicht das Bedürfnis in weiten Kreisen, sondern der „Wunsch an vielen Orten" ist maßgebend. Also ein Wunsch der geäußert wurde! Doch nein, das wäre ja zu offenherzig; sondern ein „Wunsch, der sich geltend gemacht" hat. Welcher Wunsch hat sich geltend gemacht? „Im öffentlichen Gottesdienst das deutsche Element mehr als bisher berücksichtigt zu sehen." Das „deutsche Element!" Handelt es sich denn um Germanisierung der Synagoge? Ist das der Wunsch, den Treitschke geltend gemacht hat: „Die Juden sollen Deutsche werden?" Gewiß nicht! Es handelt sich um das Bedürfnis, das Gebet in der Muttersprache zu verrichten! Empfindet aber, ja versteht auch nur dieses heilige Bedürfnis, die traute Muttersprache auch im Zwiegespräch mit dem Allvater anzuwenden, wer dies eine — „Berücksichtigung des deutschen Elements im Gottesdienst" nennt?

Wie ist nun dieser „Wunsch, der sich an vielen Orten geltend gemacht hat", zu erfüllen? „Um dies zu ermöglichen" — sagt das Vorwort — „mußte noch mehr als bisher auf die deutsche Uebersetzung der Gebete Gewicht gelegt und darauf gesehen werden, daß sie eine von jeder Ueberladung und Ueberschwänglichkeit des Ausdrucks sich fernhaltende, das Gemüt erwärmende und zum öffentlichen Vortrage geeignete freie Uebertragung sei."

„Auf die deutsche Uebersetzung der Gebete mußte noch mehr als bisher Gewicht gelegt werden", „daß sie eine . . . freie Uebertragung sei" — bei der Gebetbuchfrage handelt es sich also um die Probleme der Uebersetzungs-Kunst: soll man sich sklavisch ans Wort fesseln oder frei übertragen? Die Gebetbuchfrage ist eine Frage des religiösen Lebens, ist eine Lebensfrage des modernen Judentums; hier handelt es sich nicht um die Frage: ob „Uebersetzung" oder „Uebertragung", hier handelt es sich um Brot für den Hunger und Wasser für den Durst; hier spricht der „Ernst des Lebens" und nicht die „Heiterkeit der Kunst"; was hier geboten wird, das muß die Seele ergreifen, die Schwungkraft des Gemütes beleben, das Denken anregen und ihm die Richtung, wenn nicht Befriedigung, geben; es muß den ganzen Gehalt, den ganzen Reichtum der Religion enthalten, damit es in der Form des Gebetes die „Pforten des Himmels": die Thore des Herzens öffne, und in dem Betenden einen erziehérischen Eindruck mache — „das Wort, das dem Beter in den Mund gelegt wird, es darf nicht leer von ihm zurückkehren, es muß ausgerichtet haben, was es gesollt, es muß vollbracht haben, was seine Sendung war" (s. Jesaj. 55, 11). Das ist es ja, warum das Gebetbuch neu bearbeitet werden soll, weil die Worte der in Sprache und Inhalt uns fremd gewordenen Gebete leer aus unserem Munde herauskommen. Was uns notthut, das sind solche Worte, die so mächtig auf uns einwirken, daß sie von uns gleichsam einen bereicherten Inhalt empfangen, oder sagen wir: Gebete, die uns das sind, was unsere traditionellen Gebet-Stücke dem Beter des Mittelalters gewesen sind. Und da stellt sich Herr Dr. Vogelstein die nüchterne Norm auf: „Keine Ueberladung! keine Ueberschwenglichkeit! das Gemüt erwärmend! zum öffentlichen Vortrag geeignet! keine Uebersetzung, sondern freie Uebertragung!" Ja nur eine recht behagliche „Wärme des Gemüts" und nur keine Aufregung, keine Erschütterung, kein Aufrütteln; nur ein recht intensives dolce far niente für das Publikum, und für den „Vorbeter oder Prediger", nur keine Schwierigkeiten für den Vortrag, nur keinen Schwung, keine Begeisterung, keine Tiefe, denn — das trägt sich schwer vor. Ja, liebes Judentum, du kannst ruhig sein, deine Synagogen werden schon dafür sorgen, daß du — — einschlafest!

Es haben sich aber nicht blos „an vielen Orten Wünsche geltend gemacht", es hat sich auch „in verschiedenen Gemeinden der Wunsch geäußert", „im allgemeinen den hebräischen Text beizubehalten", aber „zur Erhöhung der Andacht, die deutsche Sprache (!) in größerem Maße berücksichtigt zu sehen". Man sieht, wie flach das Fahrwasser ist, in dem der Nachen dieser Gebetbuch-Bearbeitung segelt. „Segelt?" Nein, nicht einmal rudert, sondern vom Ufer aus sich am Seil fortziehen läßt.

„Zur Erhöhung der Andacht" soll „die deutsche Sprache in größerem Maße berücksichtigt werden"! Wenn die Gemeinden in diesen Worten „den Wunsch äußern", so ist ja dagegen garnichts zu sagen. Aber wenn der Priester, der Bearbeiter des Gebetbuches, bei diesem „geäußerten Wunsche" nichts weiter als Worte hört und nicht das tiefere Bedürfnis ins Auge faßt, das diesem geäußerten Wunsche zugrunde liegt, dann — ist er eben nicht der Mann, der vor diesen Altar berufen ist. Dann „soll er seinen Dienst thun, wie seine Brüder, die Leviten", aber nicht als einen „Propheten", als einen „Mann des Geistes" sich betrachten, der die Stimme Gottes gehört und uns das Wort des Gebetes auf die Lippe legen will.

Herr Dr. Vogelstein ist ein sehr dienstfreundlicher Mann: den Gemeinden, die den Wunsch nach größerer Berücksichtigung der „deutschen Sprache zur Erhöhung der Andacht" geäußert, bezeichnet er folgende Stücke „als besonders geeignet zum Vortrage in der deutschen Sprache": „Nischmath, die Benediktionen vor und nach dem Schema, die Gebete beim Aus- und Einheben der Thora, im Mußaphgebete die Keduschah und an Festtagen auch den auf die Keduschah im Schacharith folgenden Teil des Siebengebetes." Diese Stücke, welche der Verfasser oder Bearbeiter selbst „als besonders geeignet zum Vortrage in der deutschen Sprache" — „zur Erhöhung der Andacht" — empfiehlt, werden also voraussichtlich Meisterstücke „der deutschen Sprache" sein. Bei den übrigen Teilen des Gebetbuches sind ja noch Bedenken, ob sie sich — „zum Vortrag in der deutschen Sprache eignen"; aber diese 5 Stücke, sage und schreibe fünf Stücke, haben den ganzen Beifall des Bearbeiters, er erteilt ihnen die Zensur, die für ihn das höchste Lob bildet: „Als zum Vortrage in der deutschen Sprache geeignet." Wird man es uns verübeln können, wenn wir an diese Stücke mit den größten Erwartungen hinantreten, wenn wir da den größten Maßstab zur Hand nehmen? Ach, wir haben das nicht nötig, der gewöhnliche Maßstab genügt, um die Minderwertigkeit dieser Stücke, u. z. nur in der deutschen Sprache, zu erkennen, und der Leser wird staunen, was uns da als „deutsche Sprache" serviert wird.

„Alles, was Odem des Lebens in sich hat, preise deinen Namen, Gott, unser Herr — und der Geist in allem Fleische verherrliche das Gedächtnis deiner Thaten und deines wunderbaren Waltens" — so beginnt das „Nischmath-Stück" bei Vogelstein. Die einfache Uebersetzung: „Die Seele alles Lebenden preise deinen Namen, Ewiger, unser Gott", ist hier vorzuziehen. „Odem des Lebens" ist „Ueberladung", denn jeder Odem ist Odem des Lebens, während es wohl nach religiöser Anschauung Seelen der Verstorbenen giebt. Auch ist „Ewiger, unser Gott" religiöser als „Gott, unser Herr". „Der Herr" wird ja wohl gewöhnlich für „der Ewige" gesetzt, obgleich auch „der Herr" schon ein unjüdisches Gepräge hat. Aber „unser Herr" hat gar kein religiöses Gepräge, das klingt schon ins Politische hinüber.

„Und der Geist in allem Fleische verherrliche das Gedächtnis deiner Thaten und deines wunderbaren Waltens." Ist das ein elegantes Deutsch, mit dem man Staat machen kann? Der Hebräer schreibt wohl „Geist alles Fleisches", weil das hebräische Wort für „Geist" (Ruach) zugleich „Wind" bedeutet; der Deutsche läßt aber hier das „Fleisch" lieber ganz aus dem Spiele. Soll aber das Fleisch figurieren, dann ist „der Geist alles Fleisches" besser als „der Geist in allem Fleische." Ebenso ist: „verherrliche das Gedächtnis deiner Thaten" undeutsch. Der Deutsche „verherrlicht die Thaten", aber nicht „das Gedächtnis der Thaten". Der hebräische Text spricht hier garnicht von „Thaten", sondern sagt: „verherrliche dein Gedächtnis" 2c. Der Hebräer drückt sich so aus, wenn er sagen will: „Der Geist alles Fleisches gedenke dein und verherrliche dich." Ebenso ist das „wunderbare Walten" ein westfälischer Zusatz. Das Original ist hier einfacher und besser: „Die Seele jedes Lebenden preise deinen Namen, Ewiger, unser Gott; jeder Geist gedenke dein, erhebe dich, verherrliche dich!"

Doch weiter: Außer dir (Gott) ist keiner, der hilft und errettet, ernährt und erhält." Verdient das die Note „als besonders geeignet zum Vortrage?" Das sind nüchterne Tautologien! Im Schwunge der Begeisterung ist der Pleonasmus am Platze, aber in diesem kalten Ton ist es platt und „überladen". Da würde ich auch das Original vorziehen: „In jeder Not und Bedrängnis hast du allein dich unser erbarmt, du sorgtest für uns (mepharness), du sandtest uns Hilfe und Rettung, durch dich wurden wir erlöst und befreit."

Weiter: „Was du vergangenen Geschlechtern warst, das bist du auch den spätern" — „Lenker aller Schicksale" (statt Geschicke) — „Wäre auch unser Mund der Lieder voll, wie Wasser deckt den Meeresgrund; strömten unsere Lippen über von Lobgesang, wie das Firmament erglänzt von den Strahlen der Sonne und des Mondes" — was sagt man zu solchen Geschmacklosigkeiten? Abgesehen von den logischen Schnitzern, „voll sein" mit „decken" und „überströmen" mit „erglänzen" zu vergleichen! Das Original lautet: „Wäre unser Mund ein Ozean voll von Liedern, ertönte Gesang von unserer Zunge, wie das Brausen seiner Wogen, wäre Lob in unserem Munde unendlich wie das Firmament, leuchteten unsere Augen gleich der Sonne und dem Monde" 2c. Nun wollte aber Vogelstein das „Firmament" und die „Sonne und den Mond", die er im hebräischen Text gestrichen, im deutschen Text nicht missen, wahrscheinlich weil das volltönende Worte sind, die sich „im Vortrag" gut ausnehmen, und so entstand denn solcher Gallimathias.

Doch weiter: „Weihten wir auch das ganze Leben und alle Kraft (!) dem Preise (!) deines Namens, wir vermöchten doch nicht den geringsten Teil deiner Größe und deiner Wohlthaten würdig zu verkünden." Das Original lautet: „Wir wären doch unvermögend, auch nur für eine von den tausend Millionen Wohlthaten, die du uns und unsern Vorfahren erwiesen, nach Gebühr dir zu danken und deinen Namen zu preisen." Das hat einen richtigen Sinn: jede einzelne der göttlichen Wohlthaten übersteigt die Kraft unserer Dankbarkeit! Falsch aber ist es, dieses von dem „geringsten Teil der Größe und der Wohlthaten Gottes" auszusagen. Der geringste Teil ist unendlich klein denkbar, ein Haar auf unserem Haupte, ein Brotkrümelchen auf unserem Tische u. dgl., und dafür die menschliche Kraft als unzulänglich an Dankbarkeit zu bezeichnen, ist kleinliche Uebertreibung.

Ebenso ist „das ganze Leben und alle Kraft“ eine wässerige Klimax, und „dem Preise“ mehr ein Markt- als ein Gebet-Dativ. So geht es weiter: bald ist es eine Uebertreibung, bald eine Geschmacklosigkeit, bald eine Trivialität, bald eine für den Vortrag ungeeignete Phrase, bald auch eine innere Unwahrheit. „Auch fürder wirst du uns nicht fallen lassen“ — „fallen lassen“ ist trivial, kaufmännisch; „fürder“ ist ausdruckslos, zum Vortrag ungeeignet. Eine innere Unwahrheit ist folgender, allerdings sehr wohlklingende Satz: „Darum danket dir jeder Mund, jede Zunge verherrlicht dich, jedes Knie beugt sich vor dir, jedes Herz erbebt in Ehrfurcht bei Nennung deines Namens.“ Ist das wahr? Thut das jeder? Das Original hat weniger pompöse Ausdrücke und doch nur Wunsch-Sätze: „danke! beuge!“ ꝛc. Das als Thatsache zu behaupten, wagte das Original sogar in jenen viel religiösern Zeiten nicht.

Doch wir wollen nicht blos das eine Stück der Prüfung unterziehen, soviel auch noch darin zur Kritik Anlaß giebt. — Als zweites Stück empfiehlt Vogelstein zum Vortrage „die Benediktionen vor und nach dem Schema im Morgen- und Abendgebete“.

Wir halten diese Stücke in der Vogelsteinschen Fassung für nichts weniger als zum Vortrag geeignet. Gleich der erste Satz, Uebersetzung des „Borachu“, ist mir bedenklich. „Lobet den Herrn, den Segensquell! Gelobt sei der Herr, der Segensquell, immer und ewig!“ „Segensquell“ ist ja ein Ausdruck, den man hingehen lassen kann, aber eine häufige Wiederholung verträgt er nicht; dazu ist er zu aufgeblasen, zu pretentiös. Hat man erst fünfzigmal den Ruf gehört: „Lobt den Herrn, den Segensquell,“ so reizt die Wiederholung unfehlbar zum Lachen. Für immer wiederkehrende Wiederholung eignet sich nur die gediegenste Einfachheit. „Lobet den Ewigen, die Quelle alles Segens“ — das kann man unzählige Mal wiederholen, und es wird immer einen ernsten Eindruck machen. „Lobet den Herrn, den Segensquell“ — das ist zu gemacht. Die Mache ist aber überall der Mode unterworfen.

Aehnlich verhält es sich mit dem folgenden: „Gelobt seist du, Weltenkönig, du hast das Licht gebildet und die Finsternis geschaffen, du stiftest Frieden und bringst alles hervor.“ „Weltenkönig“, das klingt wie eine kalte Titulatur. Die Schöpfung der Finsternis fordert zu sehr den Widerspruch des modernen, an die Schwingungs-Theorie gewohnten Denkens heraus. „Du stiftest Frieden und bringst alles hervor“ ist geschmacklos im Zusammenhang und zu trivial im Ausdruck für den — Vortrag.

Merkwürdig ist, daß Vogelstein Relativ-Sätze als besonders zum Vortrage geeignet zu halten scheint. „Alles preiset dich, alles betet dich an, heiliger Weltenschöpfer, der an jedem Morgen die Sonne aufgehen läßt in ihrer Pracht“ ꝛc. „Du läßt an jedem Morgen“ ꝛc. ist doch viel wirksamer. Ebenso weiter: „Mit staunender Bewunderung und in weihevoller Sabbat-Stimmung betrachten wir die Himmelslichter, die du als Zeugen deiner Macht am Firmamente erstrahlen läßt“ ꝛc. Auch hier wäre wirksamer: „als Zeugen deiner Macht erstrahlen sie“ ꝛc.

Sollen wir auch auf die Geschmacklosigkeit hinweisen: „in weihevoller Sabbat-Stimmung betrachten wir die Himmelslichter?“ Wer wollte überhaupt alle die nichtssagenden Phrasen und Trivialitäten dieser Bearbeitung aufzählen? Schon das, was wir bisher anführten, wird es als keine Uebertreibung erscheinen lassen, wenn wir sagen, daß auch nicht ein einziges Stück, nicht eine einzige Seite ohne eine größere Kollektion von leeren Phrasen, undeutschen Ausdrücken und einfachen Geschmacklosigkeiten sich vorfindet. Gleich die Fortsetzung ist wieder hohl und geschmacklos und unwahr: „Dein Lob, deine Größe verkünden sie (die Himmelslichter), wie es heißt: Und sie rufen einander zu und sprechen: heilig, heilig, heilig“ ꝛc. Das ist vor allem eine Fälschung: „Und sie rufen einander zu und sprechen: heilig“ ꝛc. Das bezieht sich im Jesajah 6, 3, der Quelle dieses Zitats, auf Engel, die „Seraphim“. Diesen Ruf aber den Himmelslichtern in den „Mund“ zu legen und mit den Worten: „wie es heißt“, sich auf diese Stelle berufen, das ist eine Täuschung, eine Täuschung, die sich aber selbst gerächt hat! Denn quod licet Jovi, non licet bovi, was im Munde der Engel am Platze ist, ist es noch nicht im „Munde“ der Himmelslichter. Die Engel sind als Boten Gottes für die Menschen auf Erden gedacht; sie verkünden mit Recht die „Heiligkeit“ Gottes, die sich im geschichtlichen Walten Gottes kund thut, und die Herrlichkeit Gottes auf der Erde: „voll ist die ganze Erde seiner Herrlichkeit“. Wie kommt aber die Heiligkeit Gottes in den „Mund“ der Himmelslichter? Freilich sagt Dr. Vogelstein auch „heiliger Weltenschöpfer“. Und soll der Schluß: „voll ist die ganze Erde seiner Herrlichkeit“ vielleicht ein Kompliment der Himmelslichter an die Schwester „Erde“ sein? Oder sollte Vogelstein gar Jesajahs „Seraphim“ in „Himmelslichter“ umdeuten und diese Geschmacklosigkeit schon dem Jesajah in die Schuhe schieben? Nein, Jesajah hörte wohl, ebenso wie der Psalmist, wie „die Himmel erzählen die Ehre Gottes“, aber er hatte auch Geschmack genug, ihnen keine bestimmten Worte in den Mund zu legen: „Keine Rede und keine Worte, ja selbst eine Stimme wird von ihnen nicht gehört“ (Psalm 19, 4). Den Naturwesen bestimmte Worte in den Mund zu legen, das kann Herr Dr. Vogelstein nur vom — Perek schira gelernt haben.

Dr. Vogelstein hört aber nicht blos bestimmte Worte, er hört sogar Wechselchöre: „Und alle Wesen, wie im Wechselchore stimmen ein: Gelobt sei die Herrlichkeit Gottes von jeglicher Stätte aus.“

Der „Wechselchor“ hätte ja eine Berechtigung als Uebersetzung des Originals: „Die „Ophannim“ und die heiligen „Chajoth“ erheben sich den „Seraphim“ gegenüber und stimmen ein ꝛc. Das wäre ja als „Wechselchor“ denkbar: auf der einen Seite die „Seraphim“, auf der andern die „Ophannim“ und „Chajoth“. Diese hat aber Vogelstein im Original gestrichen, auch das „leumossom“, „ihnen gegenüber“; das „Heilig“ ꝛc. wird von allen Geschöpfen, „kol jezurim“, gerufen und das „boruch kewod“ ebenfalls von allen Geschöpfen (wechullom meschab'chim): wer bildet da den „Wechsel-Chor“? Freilich: „Wechselchor“ ist eine volltönende Phrase, die Vogelstein dem Vortrag erhalten wollte, wie oben im Nischmath das „Firmament“ und die „Sonne“

samt dem „Mond“. Ich hätte aber dem Wechselchore auch einen bessern Text gewünscht als: „von jeglicher Stätte aus“; „an jeglicher Stätte“, oder noch einfacher: „an jedem Orte“ wäre richtiger.

# Wochen-Chronik.

Berlin, 18. November.

— **Das Judentum als Schreckmittel.** Schon vor längerer Zeit haben wir mitgeteilt, daß die hiesigen Dissidenten, die man zwingen wollte, ihre Kinder an dem Religionsunterricht eines positiven Bekenntnisses teilnehmen zu lassen, gedroht hatten, die Kinder in den — jüdischen Religionsunterricht zu schicken. Diese unsere Mitteilung wurde an dem letzten Diskussionsabende der humanistischen Gemeinde von dem Prediger derselben, Herrn Schäfer, bestätigt. Er erzählte: Schon vor einem halben Jahre, haben sich die dissidentischen Väter, deren Kinder zu einem ministeriell anerkannten Religionsunterricht gezwungen werden sollten, mit dem Antrage an die städtischen Schuldeputation gewandt, ihre Kinder in den jüdischen Religionsunterricht einzuschulen, weil die Juden die reinere monistische Gottanschauung (Wie heißt doch gleich der Vorsitzende in dem jüngsten Prozeß Sedlatzek, der uns einen besondern „Judengott“ freundlichst zur Verfügung stellte? Red.) und die älteste Religion hätten. Die Schuldeputation hat inderthat kürzlich diesem Antrage stattgegeben und die betreffenden Kinder dem privilegierten jüdischen Religionsunterricht überwiesen. Die Juden hätten sich wohl nie träumen lassen, meinte Herr Schäfer, daß sie jemals in dieser Weise die Nothelfer bei einer religiösen Bedrückung getaufter germanischen Mitbürger werden würden, es würde aber jetzt von dieser gütigen Erlaubnis kein Gebrauch gemacht werden, nachdem unser Magistrat sich so wacker geweigert habe, irgend einen Religionszwang gegen seine Mitbürger auszuüben. — Daß wir über diesen Zuwachs an Religionsschülern nicht sehr erbaut waren, werden unsere Leser sich erinnern. Wir erzählten damals den bekannten Ghettowitz, nach welchem ein jüdischer Taufkandidat erklärt habe, er wolle sich taufen lassen, um seiner Familie, mit der er zerfallen sei — Schande zu machen. Fast möchten wir ihn heute angesichts der erneuten Mitteilung des Herrn Schäfer wiederholen.

— **Wider die Judenmission** wendet sich auch Herr Friedrich Lange in seiner „Deutschen Zeitung“. Er schreibt: „Welch unnütz verschwendeter Idealismus!“ Das ist immer wieder die Empfindung, die sich einem aufdrängt, wenn man die „Saat auf Hoffnung,“ Zeitschrift für die Mission der Kirche an Israel, durchblättert. Es war bei den Alten eine sprichwörtliche Wendung, von einer „Sisyphus-Arbeit“ zu sprechen; heute könnte man die ebenso passende Redensart bilden: „unnütz wie die Judenmission.“ Die Missionare geben ausdrücklich zu, wie völlig zwecklos diese Arbeit einer müde gewordenen Kirche an einem verknöcherten Talmudismus eigentlich sei; der begabte Zöckler z. B. bekennt erst wieder in seinem letzten Bericht: „Schwer ist es ja nicht, hier in Galizien Juden an sich zu locken; aber das Verhängnis ist, daß der Missionar als bezahlter Agent des Seelenfanges angesehen wird und die, welche sich mit ihm einlassen, fast immer Leute sind die bei ihm ein Geschäft machen möchten.“ Eine Bekehrung der Juden zu christlichem Geiste könnte höchstens aus einer starken, über alle Grenzen schlagenden begeisterten Bewegung des christlichen Geistes erzwungen werden, und wäre es dann noch fraglich; heute aber, bei dem so vielfachen inneren Zerfall des Christentums, erwecken diese zerstreuten „Prediger unter Israel“ nur unser Bedauern.“ — Wir wüßten ja eine bessere und zutreffendere Erklärung für den Mißerfolg der Judenmissionare, der dissidentische Prediger Schäfer hat sie neulich gegeben (cfr. den Artikel „Das Judentum als Schreckmittel“ in der heutigen Nr.), die Erkenntnis nämlich, daß die Juden „die reine monistische Gottesanschauung und die älteste Religion“ haben; allein aus welchem Grunde immer die Judenmission beschließen sollte, ihre Arbeit an Israel einzustellen, der Beschluß soll uns willkommen sein.

— **„Charlatane“** überschreibt die „Welt am Montag“ ein Feuilleton, das zwei in der vorigen Woche zu Ende geführte Sensations-Prozesse behandelt: den Prozeß Volbeding und den Prozeß Stöcker. Wir können es uns nicht versagen, die Einleitung des lebhaft geschriebenen Aufsatzes wiederzugeben. „Es gab in dieser Woche“, so beginnt das Feuilleton, „ein paar interessante Verurteilungen. Der edle Schlächter von Brüsewitz war noch nicht mit dabei, wenigstens weiß man darüber „nichts Gewisses.“ Der leichteren Truppe der Charlatane fiel diesmal die Hauptaktion zu, wenn man bei „Inaktiven“ noch von Aktion sprechen kann. Unser teurer Gottesmann Stöcker stritt mit dem Dr. Volbeding aus Düsseldorf um die Palme: der sozialpolitische Quacksalber mit dem medizinischen. Der neue Luther hat in Sachen Witte wieder mal gründlich geflunkert, selbst der „Herr Baron“ aus dem Zuchthause vermochte nichts zu seiner Ehrenrettung zu thun. Lügen haben kurze Beine, und sie werden nicht wahrer, wenn sie aus gesalbtem Munde kommen. Nichts Peinlicheres, Beschämenderes, als auf offenbarer Lüge ertappt zu werden; bei allen anständigen Leuten diskreditiert das für immer. Wenn die Firma Stöcker noch einen Rest von Kredit besaß — jetzt dürfte auch der verscherzt sein. Es läßt sich darüber nicht streiten, welche Art von Charlatanismus gemeingefährlicher ist, ob die des Dr. Volbeding oder die des ehemaligen Hofpredigers. Jedem natürlich empfindenden Menschen ist der politisierende Pfaffe an sich zuwider. Die „Marke Stöcker“ hatte von je einen ganz besonders unangenehmen Odeur: das roch alles so muffig und ungesund, ganz nach schmutziger Wäsche. Man fragt sich heute erstaunt, wie es zuging, daß dieser sozialpolitische Medizinmann mit seinen frommen „fünf Pulvern“ wirklich einmal größeren Zulauf hatte. Es war eben nur möglich in der stickigen, dumpfen Kelleratmosphäre der achtziger Jahre. Etwas Luft und Licht haben wir doch seither bekommen. Die Lungen atmen leichter, die Augen sehen heller. Ist's auch nicht schön was sie sehen: thut nichts, es greift sich wenigstens besser zu. Man tappt nicht mehr ungewiß im Halbdunkel, man weiß, woran man ist. Das Eulenpack ist in die Büsche gehuscht, der mystische Spuk ist verschwunden. Das Publikum hat wieder Geschmack an reeller Ware.“ . . .

— § 11! Vor mehreren Wochen ging durch den gesamten antisemitischen Blätterwald ein Rasseln und Rauschen; es hieß, im Badeorte Neuenahr hätten jüdische Badegäste von

der Badedirektion verlangt, das Programm der Morgenkonzerte sollte dahin abgeändert werden, daß es nicht mehr mit einem christlichen Chorale eingeleitet werde. Auf eine diesbezügliche Anfrage erwiderte die Badedirektion, daß die Nachricht von A bis Z erfunden sei. Gleichwohl druckt der „Neue Evang. Gemeindebote" in seiner jüngsten Nr. die grausige Geschichte noch einmal ab und die „Kreuzzeitung" in ihrer letzten Sonntagsausgabe von neuem nach. Für gewisse Publizisten scheint eben der berüchtigte § 11 zu lauten: „Es wird fortge—flunkert!"

— **Die Juden und das Duell.** Nach der von einem hiesigen Montagsblatte aufgestellten Statistik sind von 1882 bis 1893 in Deutschland 1215 Personen wegen Zweikampfs bestraft worden. Von den Bestraften waren der Religion nach: 897 evangelisch, 237 katholisch, 74 jüdisch; im Vergleich mit der allgemeinen Bevölkerung stehen also die Katholiken erheblich unter, die Juden und Evangelischen über dem Durchschnitt. Der Prozentanteil der Katholiken ist gegen früher etwas gesunken, derjenige der Juden erheblich gestiegen. — Und da sage noch einer, daß die Juden nicht „assimilationsfähig" seien!

— **Ueber die Wahlen in Niederösterreich** schreibt die ewig ministerielle „Nordd. Allg. Ztg.": „Mit großer Deutlichkeit ist bei den diesmaligen Landtagswahlen, namentlich in der Hauptstadt Wien, die Thatsache hervorgetreten, daß der Kern der antiliberalen Bewegung, bei der anfangs der Antisemitismus, die Feindschaft gegen die Juden, das auffälligste Moment bildete, ein katholisch-kirchlicher ist. Dr. Lueger mag vielleicht selber der Meinung sein, daß er thatsächlich führe; seine Gegner sprechen es unverhohlen aus, daß er lediglich der Geschobene sei.... Die Thatsache, daß der Wienerische Antisemitismus sich immer mehr der charakteristischen Merkmale einer antijüdischen Agitation entkleidet, wird bereits in der ausländischen Presse hervorgehoben, um Schlüsse daran zu knüpfen, die für die auswärtige Politik eine Bedeutung haben würden. So sagt der in Paris erscheinende „Nord": „Herr Lueger ist viel mehr darauf bedacht, das protestantische und deshalb preußenfreundliche Ungarn zu bekämpfen, welches augenblicklich unter liberaler Etikette in Budapest die Macht in Händen hält, als den Wiener Juden zu Leibe zu gehen, die sich unter dem auf dem Rathaus herrschenden „antisemitischen" Regiment ganz wohl befinden. — Ist auch der Schlußsatz des Zitates nicht richtig, im allgemeinen scheint die „N. A. Z." gut unterrichtet zu sein.

— **Der Schah von Persien** hat auf die Adresse des Kultusvorstandes und der jüdisch-englischen Allianz (Anglo-Jewish Association) folgende Antwort durch den persischen Minister an den Sekretär des Kultusvorstandes und der jüdisch-englischen Allianz gesandt: Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß ich Ihre Adresse nach Teheran weiter schickte, wo sie Sr. Maj., meinem erhabenen Herrscher vorgelegt wurde. Ich bin beauftragt, durch Sie dem Kultusvorstande und der jüdisch-englischen Allianz mitzuteilen, daß Se. Maj. die Adresse mit großem Interesse und vieler Befriedigung entgegenzunehmen geruht hat und ihren besten Dank für die freundlichen Wünsche ausspricht. Ich bin ferner beauftragt, Ihnen die Versicherung auszudrücken, daß Seine Majestät den festen Wunsch und Willen hat, das Glück und die Wohlfahrt aller Unterthanen, ohne Unterschied des Glaubens und der Rasse, zu fördern. Womit ich die Ehre habe, zu zeichnen Ihr gehorsamer Diener. M. Ali. 30. September 1896.

# Feuilleton.

## Das Geld.

Von Landesrabbiner Dr. B. Placzek, Brünn.

Wenn wir das Gemeinsame der meisten Fehler und Vergehungen in der Ueberschätzung dessen, was wir vom Leben verlangen oder erwarten dürfen, sowie in der Unterschätzung dessen, was wir dem Leben schuldig sind, und das Gute in der richtigen Wertschätzung beider erblicken können, so gilt das Gleiche auch von der Auffassung des Geldwertes.

Der heftige Kampf um das Geld, nun heftiger denn je, und der rasende Kampf gegen das Geld, so rasend wie noch nie, ein Kampf, unter dessen Zeichen unsere Zeit steht, läßt sich auf jenen Widerstreit von Ueberschätzen und Unterschätzen zurückführen. Der Neid überschätzt den Wert des Reichtums und unterschätzt den Wert des Reichen, überschätzt den Besitz und unterschätzt den Besitzer. Der Reiche überschätzt den Geldwert, ins öffentliche, gesellschaftliche und volkswirtschaftliche Leben übertragen, als Mittel zur Geltung, zu Macht und Einfluß, wohl auch zur Rücksichtslosigkeit und Selbstüberhebung, und der Arme überschätzt den Wert des Geldes als Mittel zu Genuß, Glück und Zufriedenheit.

Der Judenhaß zumal, gewohnt Fehler und Vergehungen eines jeden einzelnen Juden der Gesamtheit zur Last zu legen, rechnet auch den Reichtum einzelner Juden allen Juden an und vor, obgleich auf einen reichen Juden gewöhnlich mehr als hundert arme Juden kommen. Noch immer ist das Rätsel ungelöst: dem Juden will man nicht verzeihen, daß er reich ist; warum verzeiht man aber so leicht dem reichen Juden, daß er — Jude ist? —

Je heißer der Kampf um das Geld, desto stürmischer auch der Kampf gegen das Geld; das ist ganz naturgemäß und ergiebt sich aus den einfachen Gesetzen des Werdens und Geschehens.

Wohl hat die menschliche Gesellschaft in ihrem Haushalte kein rascher und kein so nachhaltig wirkendes Hilfsmittel gegen Schäden und Gebreste aller Art als das Geld; denn das Geld ist Arzt und Arznei zugleich für Not, Sorgen und Kümmernisse. Nicht umsonst hat man das Geld, das Wertzeichen für Dinge, auch zum Gradmesser für Menschenwert gemacht. Durch das Geld, das einer besitzt, beweist er in der Regel die Thatkraft, Geschicklichkeit und Findigkeit, den energischen Willen, die zähe Ausdauer, die Ueberlegenheit der Ueberlegung, den nie aussetzenden raschen Puls des Fleißes, den scharfen Blick, Personen und Verhältnisse zu erkennen, zu beherrschen, zu benutzen und sogar auszubeuten — dazu pflegt auch der Beste nicht zu gut zu sein — den berechnenden Fernblick für das Kommende, mit einem Worte: die Tüchtigkeit, mit welcher er das Geld zu erwerben und zu erhalten wußte. Durch das Geld, das er an gedeihliche Zwecke wendet, beweist er den Grad der Opferfähigkeit, den frommen Willen, den Sinn für das Gute, den Eifer für das Bessere, die Herrschaft

über die Habgier, den Edelmut, das Verständnis für die Aufgaben des Lebens, für die Bedürfnisse der Mitwelt: er macht das Geld zum äußeren Wertzeichen seines inneren Menschenwertes. Wer sein Geld redlich zu erwerben und gedeihlich zu verwenden weiß, sei es nun zu eigenem, vernünftigen Genießen oder zur glücklichen Lebensgestaltung für seine Familie, für alle, die ihm wert sind und seinem Herzen nahe stehen, oder sei es zu Werken der Nächstenliebe, zur Linderung der Not, zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes, zur Förderung hoher Geistesinteressen, der macht sein Geld zum Segen, zum wahren Siegespreis im Kampfe, den wir Leben nennen.

Daran mochte wohl der weise König gedacht haben, als er sagte:[1]) „Das Geld giebt Antwort auf alle Fragen“ — nicht blos auf die verfänglichen Fragen: Warum hat der Rang und Ansehen und jener nicht? Warum zollt man dem einen so viel Achtung und Ehrerbietung und dem andern nicht? Warum lebt dieser, von Glück und Glanz umgeben, in Saus und Braus und jener in Not und unter Beschwerden? Warum hat das Wort des einen so viel Geltung und Einfluß, indes die Stimme des andern ungehört verhallt? Das Geld giebt Bescheid darauf. Das Geld beantwortet aber auch die weit gewichtigeren Fragen: Wie erringt man sein frohes Lebensglück? Wie sorgt man für die Seinen? Wie versöhnt man den Unglücklichen mit seinem Mißgeschick? Wie löscht man den Haß in verbitterten Gemütern? Wie wandelt man Schmerzensthränen in Freudenzähren um, den Seufzer der Bedrängnis in das freie Aufatmen der Erleichterung, die Selbstvergessenheit in Selbstgefühl, Verzagtheit in Wagemut? Wie verbreitet man den Segen des Erwerbes, der ehrenden, nährenden Arbeit, der frischen, frohen, beglückenden Thätigkeit? Wie kauft man sich selber die edelsten Freuden, die reinsten Genüsse? Wie spielt man eine Art gütiger Vorsehung auf Erden? Das Geld giebt Antwort darauf. In alter Zeit hieß es:[2]) „Die Liebe deckt alle Fehler zu“; jetzt hingegen heißt es: das Geld deckt alle Fehler zu, und zwar so gründlich, daß der Liebe nichts mehr zu thun übrig bleibt. Aber auch den Abgrund des Elends deckt das Geld zu durch Wohlthun. — „Wohlthätigkeit ist das Salz des Reichtums“, sagen unsere Weisen.[3]) Das Salz des Reichtums! Was soll das besagen? Ja, das Wohlthun schützt den Reichtum vor Vernichtung und Zersetzung, es verleiht ihm Reiz und Würze; es erteilt dem Gelde Wahrung und Währung. Mit dem Reichtum sollten indes auch die Pflichten des Besitzes im Bewußtsein zunehmen, aber leider tritt nicht selten der umgekehrte Fall ein: je größer der Reichtum, desto kärglicher und spärlicher wird das Wohlthun. Es scheint doch etwas Wahres daran zu sein, wenn man sagt: Das Geld legt sich wie eine Eiskruste um das Herz. Selbst in günstigeren Fällen fühlt man sich schier versucht, dem Psalmworte[4]) die launige Deutung zu geben: Geld und Gut mehren sich in seinem Hause, aber seine Wohlthätigkeit bleibt sich immer gleich, auf demselben Punkte stehen, wenn sie sich nicht gar verringert.

1) Kohelet, 10, 19: והכסף יענה את הכל.
2) Sprüche, 10, 12: פשעים תכסה אהבה
3) Ketubot, 66 b.
4) 112, 3: הון ועושר בביתו וצדקתו עומדת לעד.

Doch nicht das Almosen allein ist es, was die Wohlthätigkeit menschenwürdig macht, sondern die ganze Persönlichkeit dabei mit der Haltung und dem Benehmen, mit dem Worte und dem Tone des Wortes, mit der ganzen Absicht der Seele, die in dem Auge schimmert, die aus dem Antlitze spricht. Nicht das Geben allein, vielmehr die Art des Gebens weiht die Gabe, adelt den Geber, beglückt den Beschenkten und stellt die Gabe als Werk edler Menschenliebe hin.

Die Wohlthätigkeit ist eine Blume, doch die liebreiche Gesinnung, die sie ausstrahlt und ausströmt, das ist der süße Duft der Blume und ihr lieblicher Farbenschmelz. Nehmet der Wohlthat den erquickenden Anhauch der Herzensgüte und ihr habt eine Blume ohne Duft, ohne Farbe. Und verliert die Wohlthat schon den besten Teil ihres Wertes, den schönsten ihrer beglückenden Wirkung, wenn sie der Freundlichkeit auch nur entbehrt, wie wird sie erst, wenn man ihr rauhe Mienen, barsche, unwirsche Worte zur Begleitung giebt? Etwa wie ein Reicher, der ein Geldstück erst im Feuer glüht und dann dem Armen in die Hand drückt: es ist ein Geldstück, das er ihm reicht, aber es brennt den Armen in die Hand, es brennt ihn bis in die Seele. Solche Wohlthaten versengen noch das wunde Gemüt, anstatt es zu heilen und lassen den Hilfeheischenden die ganze Tiefe seiner Verlassenheit um so herber empfinden.

Wir sollen vieles von der Natur lernen, nur das eine nicht, wie man Wohlthaten übe. Der Himmel, wenn er den schmachtenden Triften, den lechzenden Gefilden seine reiche Regenspende senden will, so umzieht er sich erst mit düsterem Gewölk und entladet unter grollendem Donner, unter brausendem Wetter seinen Segen. Wir sollen es nicht so machen, wenn wir milde Gaben spenden oder helfen; da sollen nicht erst Wolken auf unserer Stirne lagern, nicht Zornesblicke aus dem Auge blitzen, nicht grollende Worte über unsere Lippen kommen, bevor wir die Hilfe reichen, sonst verleugnet sie ihren Ursprung und verfehlt ihren Zweck.

Damit sei übrigens nicht gesagt, daß die Menschenliebe, wenn sie sich thätig zeigt, mit falscher Rührung, mit süßlichem Lächeln auf dem Munde erscheinen muß, nein „Wahre Herzensgüte blickt auch aus einem strengen Angesichte,“[5]) tönt auch aus ernster Mahnung wohlthuend in das Gemüt des Bedürftigen.

Keine sittlichere, geeignetere Bezeichnung konnte das Geld erhalten, als das Wort „Mittel“. Man spricht mit Recht von Bemittelten, Minderbemittelten und Unbemittelten. Das Geld soll als Mittel betrachtet werden, zu leben, leben zu lassen, Gemeinnütziges zu schaffen und zu erhalten. Wer sein Geld nicht als Mittel gebraucht für sich und für andere, der ist bei allem Reichtum mittellos.

Es giebt also auch reiche Leute, die durch die Art und Weise, wie sie mit dem Gelde umgehen, sich selber ein Mittellosigkeitszeugnis ausstellen, ein Armutszeugnis des Geistes und des Herzens. O, die armen, armen Reichen! Sie wähnen, freigebig sein heißt, sich freimachen vom Geben. Sie stehen blos Wache vor ihrem Reichtum und vergessen an den Ausspruch (Koheleth, 5, 12): „Ein Reichtum, der nur bewacht wird

5) Koh. 7, 3: ברוע פנים ייטב לב.

von seinem Eigentümer, gereicht ihm nicht zum Heile.“ Wie lange währt's, und sie müssen es an sich oder an den Ihrigen erfahren: „Geld und Gut, ach, sie nützen nichts und helfen nichts am Tage des Unheils.“ (Sprüche 11, 4.) Sie müssen es dann empfinden, wie nichtig aller Reichtum sei.

---

# Das große Sterben.

**Novelle aus dem deutschen Mittelalter von Wilhelm Jensen.**
(Fortsetzung.) Nachdruck untersagt.

Ein tiefer Ernst umzog das muntere, von so vielfachen Eindrücken des Morgens bewegte Antlitz des Mädchens. Sie fühlte, aus dem Kindermunde vor ihr kam die entsetzliche Wahrheit, zu deren frevelhafter Beschönigung jene Ammenmärchen ersonnen, die sie in ihrer Kindheit vernommen, die noch jetzt ihr Vater, die Nachbarn, alle Menschen fast, die sie kannte, in blindem Aberglauben und Fanatismus nachsprachen. Angstvoll stieg das Elend der Judengasse aus dem einfachen Wort des Knaben vor ihr auf, und ein namenloser bitterer Schmerz traf daraus in die junge Brust. Ihr war, als ob ihr ein Stachel in die Seele gedrungen, die Schuld der Väter durch Mut, durch erbarmendes Mitleid nach ihrer Kraft gutzumachen; als ob eine drückende Pflicht auf ihr laste, welche sie lange versäumt. Sie nickte dem Knaben bedeutungsvoll mit den Augen zu und sagte:

„Ihr seid gut, ich weiß, daß keiner von euch böse ist und mir schaden will. Ich gehe doch in das Haus des alten Kaleb, denn ich muß hinein, sei stille und verrate mich nicht.“

Damit verließ sie schnell den Knaben, der ihr, von ihrem freundlichen Gesicht unschlüssig gemacht, nachdenklich mit den Augen folgte, bis sie in der Thür des alten Kaleb verschwand.

Sicheren Fußes stieg sie die Treppe hinan. Es empfing sie niemand auf dem Flur, nur ein aromatischer, den Atem erquickender Duft wogte aus dem oberen Geschoß herab und erfüllte das Haus. Sybille ging weiter; ungesehen erreichte sie das erste Stockwerk; alle Thüren standen weit geöffnet und sie trat in das Gemach, das sich ihr zuerst darbot. In dem Kamin des großen, dunklen Zimmers loderte eine mächtige Flamme, von welcher der liebliche Wohlgeruch ausströmte; sie spielte über Tamars Bild und ließ die Schönheit des Mädchens noch orientalisch-phantastischer hervortreten als im Tageslicht. Das Thorwächtertöchterlein blieb wie gebannt stehen und betrachtete die zauberisch-majestätische Gestalt. Aus dem anstoßenden Raum, der durch einen schweren Sammetvorhang abgeschieden war, kam ein Gemurmel, das ab und zu ein Aechzen unterbrach. Eine gedämpfte, sichere Stimme befahl, und leichte, ruhige Fußtritte glitten über den Boden.

Doch Sybille war in der Anschauung des Bildes verloren; sie hörte, was im Nebenzimmer gesprochen wurde, allein sie that keinen Schritt vorwärts. „Es muß die schöne Tamar sein,“ murmelte sie vor sich hin, „und sie ist schöner, als alle Christinnen —“

„Wir wollen glühendes Gold auflegen,“ sagte die feste Stimme hinter dem Vorhang; „es schmerzt; doch es heilt.“

„Weh über sie, mein Gold, sie verderben mein Gold,“ unterbrach ein mattes Stöhnen die eingetretene Stille. „Kann es nicht sein Silber, weiser Thubal, laß es sein mit Silber.“

Ein schweflicher Geruch drang durch den Sammet, und es zischte und ein schluchzender Laut wie von Frauenlippen folgte. „Weiser Thubal, was sagt deine Kunst von meinem Herrn?“ fragte eine weibliche Stimme.

„Ich sage, daß er ein Sohn ist vom alten Stamme Israel,“ versetzte der Arzt, „der nicht zuckt bei dem Schmerz und geduldig aushält unter Pein, mit der ihn der Herr schlägt. Und ich sage, daß er diese Krankheit wird überstehen und daß es gut ist, daß er sie so früh hat bekommen und daß euer Sohn Hellem sie so früh hierher gebracht hat, eh' daß ihre Bösartigkeit zunimmt, wie sie es thun wird, wenn sie länger hat gedauert.“

Ein doppelter Dankesruf begleitete die Worte, den ein scharfer, zischender Laut, von brandigem Geruch gefolgt, auf den freudigen Lippen abschnitt.

„Mein Sohn Hellem,“ jammerte der Kranke, „was sagtest Du von meinem Sohn Hellem? Wer kann mir sagen, was aus meinem Sohn Hellem geworden?“

Sybille fuhr bei dem Namen aus ihrem Staunen auf. Die Stimme des Arztes erwiderte unsicher, obwohl das Bestreben ruhig zu erscheinen, aus ihr hervorklang:

„Wir werden bald Nachricht von ihm erhalten und es wird ihm wohlgehen. Wir werden Dir sagen, sobald wir von ihm gehört, und es wird Dich noch mehr heilen, als das Gold, wenn Du von ihm erfährst —“

Aber ein Schrei der Frauen unterbrach ihn. „Weh über uns, — Gott wird ihn zu sich nehmen, er wird sterben,“ wimmerte Lea.

„Du wirst nicht durch Thorheit schänden das Andenken Samai's, Deines Vaters, der hochgeachtet war wegen seiner Weisheit in Israel,“ versetzte Thubal ernst: „Du wirst Dich zurücklegen und mich machen lassen, was sein muß.“

Man vernahm ein Krachen der Bettfugen wie von ringenden Körpern, doch das Jammergeschrei des alten Kaleb übertönte den Kampf:

„Ihr habt schon gehört von meinem Sohn Hellem, daß er schon tot ist, gestorben unter den Fremden, weil er uns nicht wollte verderben. Laßt mich fort — ich will suchen meinen Sohn Hellem, daß ich seinen Leichnam finde, um ihn zu begraben unter unserm Volk.“

Das Getöse im Nebengemach verstärkte sich, ein Tisch mit Gefäßen fiel dröhnend zu Boden, Frauengeschrei mischte sich in den Lärm des wilden Getümmels, dann krachten nackte Füße in schwankenden Sprüngen über den Estrich, eine hagere Hand riß gewaltsam den Sammetvorhang zur Seite, und halbbekleidet, von Brandwunden entstellt, stürzte die lange Gestalt des Alten hervor. Seine Augen suchten irre umher, die abgemagerten Finger hatten den weißen Bart gefaßt und rauften zusammengekrallt an das silberne Haar. Bewußtlose, von einem verzweifelten Gedanken erzeugte Raserei hatte die gemessene Würde seiner Züge verwirrt und zu wahnsinniger Angst verzerrt.

Sybille fühlte, daß es ihr kalt nach dem Herzen rann, aber zugleich fühlte sie sich mutig und ihrer Pflicht bewußt, wie nie, und vertrat ihm kühn den Weg nach der Außenthür. „Ich bringe Euch Nachricht von Eurem Sohn Hellem,“ sagte sie.

Der Alte stutzte einen Moment und starrte sie mit rollenden Augen an. Dann sprang er auf sie zu und krallte seine Finger um ihren Hals.

„Bist Du mein Sohn Hellem?“ keuchte er; „nein Du bist eine Christin und hast ihn getötet, weil er uns nicht töten wollte; — aber ich räche ihn, ich räche alle, die ihr von uns gequält und zu Tode gemartert habt —“

Sybille wankte; die dürre Hand schnürte sich mit furchtbarer Kraft fester um ihren Hals und betäubte ihre Sinne — auf der Schwelle erschien die schöne Tamar, wie sie im Bilde vor ihr gestanden, wie aus ihrer Kindheit die grausige Sage von den verführerischen Judenmädchen ihr heraufkam und ihr vorüberflog, und ihr war, als lächle sie teuflisch mit den totbleichen Zügen, — da lösten sich die krampfhaften Finger des Greises von ihrem Nacken, eine starke Hand hatte ihn von von hinten gefaßt, brach seine alten Glieder kraftvoll zu Boden, und die schöne Tamar flog zitternd auf sie zu und legte die Arme liebreich um ihre Schulter und flüsterte:

„Du kommst von ihm, o sag', was weißt Du von meinem Bruder?“

Es dauerte einige Zeit, ehe Sybille zur Besinnung gelangte. Der plötzliche Angriff, das irrsinnige, entstellte Gesicht des Alten, der Schreck und die Betäubung der zusammengepreßten Kehle machten sie sprachlos. In ihr wogte es seltsam, ihr kam überwältigend der Gedanke, daß die Kraft ihres Beschützers aus der Frühe sie in diesem Augenblick nicht zu retten vermocht hätte, daß er es nie konnte, wenn sie nicht immer bei ihm und er immer bei ihr sei, — dann klangen wieder die süßen, schmeichelnden Worte ihr verbitternd ins Ohr, und sie fand es falsch und heimtückisch, daß jene Hellem ihren Bruder nannte, da sie nicht seine Schwester war, sie stieß das Mädchen entrüstet von sich und sagte heftig in aufwallendem Zorn:

„Ich weiß, daß ich ihn krank auf der Straße gefunden, wo ihr ihn liegen ließt und euch nicht darum bekümmertet, ob er lebe oder sterbe —“

Doch sie vermochte nicht auszureden vor dem Jubelschrei, der ihre Worte erstickte, und vor dem Strahl der Liebe, der in den dunklen Augen der schönen Tamar aufleuchtete.

„Er lebt!“ rief das Judenmädchen freudejauchzend, „und Du hast ihn gerettet und rettest meinen Vater!“

Ihre weichen Arme schlossen sich mit heftiger Zärtlichkeit um den Nacken Sybillens, der noch von der tötlichen Umarmung des Alten zitterte; sie küßte ungestüm ihren Mund und lachte auf, und ihr Busen wallte und ihre schwarzen Locken mischten sich in wildem Sturm mit dem braunen Haar der Christin und überfluteten ihre Schultern.

Ein süßes, unbekanntes Gefühl durchwogte Sybillens Brust und schmolz allen Unmut und alle Kraft in ihrem Innern. Das Herz der schönen Tamar pochte an ihrer Wange, sie fühlte seine hastigen Schläge, die in ihren Leib hinüber bebten und sie ängstlich und namenlos durchschauerten. Berauschende Glut der Leidenschaft durchströmte sie zum ersten Mal und heftete sich jugendlich ungestüm auf das wundersame Mädchen, das sie in den Armen hielt, und sie fühlte plötzlich sich von fremdem Zauber umstrickt, und daß sie dem Tod trotzen würde um ein Lächeln von diesen Lippen.

Tamar ließ ihre Hand nicht frei, sondern zog sie eilig mit sich in das Nebengemach, wo Thubal, der den ohnmächtig niedergebrochenen Greis auf den Armen hinübergetragen hatte, unter Leas Beihilfe bemüht war, ihn auf sein Lager zurückzubringen.

„Er lebt, — Hellem lebt, dies freundliche Mädchen bringt uns Nachricht,“ rief sie; doch der Arzt machte mit einer Bewegung auf die Lippen ihren Jubel verstummen.

„Still,“ sagte er, sich über das Gesicht des Bewußtlosen niederbeugend, „die Freude könnte ihn töten. Es ist nicht gut alles Gute zu jeder Zeit. Wir werden warten, bis er zu sich kommt und nach ihm fragt.“

Er benetzte Stirn und Schläfen des Kranken mit einer belebenden, wohlriechenden Flüssigkeit und fühlte mit befriedigtem Ausdruck seinen Puls.

„Ich habe gesagt, der Sohn Samai's würde leben,“ sagte er, sich zu den andern umwendend, „und soweit die Kunst, die ich erlernt, kann vorwärts sehen, wird er nach dem Schlaf besser werden und leben, daß ich nicht länger darf bei ihm bleiben, wo die Pest ist unter unserm Volk.“

Er nahm seine Werkzeuge, die auf dem Tisch ausgebreitet lagen, verschloß sie sorgfältig in eine Tasche und trat auf Sybille zu.

„Wo, sagt Ihr, habt Ihr lebend gesehen den Sohn Issachars, Jungfrau?“ fragte er.

Der Mann, der auf das schüchtern zu ihm aufsehende Mädchen zukam, war von großer, imposanter Gestalt und auf den ersten Blick unverkennbar jüdischen Ursprungs. Er mochte erst in mittleren Jahren stehen, wie die gedrungene Fülle seiner Glieder verriet; doch das Haar um die hohe ernste Stirn war bereits ergraut, und silberweiße Fäden zogen sich hier und da um das scharfgeschnittene Gesicht. Von edler Schönheit war es, hoheitvoll, mit durchdringendem, ruhigen Blick, und doch sanft und zutrauenweckend in seiner Strenge; ein freundlicher Zug teilnahmsvoller, menschlicher Milde umspielte den schön gebildeten Mund. Göttliche Gelassenheit lag in seinen Worten, in seiner Bewegung, die tiefen Augen blickten denkend voraus, sie hatten lange in das unstäte Schicksal der Menschen hineingeschaut, und ihr Glanz sprach, es sei eitel, und seine Wahrheit sei das Erbarmen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* **Reform und Ignoranz.** In T. wurde ein neuer Rabbiner aufgenommen. Der bei weitem größte Teil der Gemeinde war in religiöser Beziehung konservativ, die Gemeindevertretung aber enthielt manche reformistisch gesinnte Elemente. Der neue Rabbiner wurde von diesen gedrängt, mit Reformen vorzugehen; natürlich standen die beliebten Kultusreformen in erster Reihe auf der Tagesordnung. Der Rabbiner entschied sich für einige Gebetänderungen, unter denen sich auch eine mildere Fassung der Gebetformel ולמלשינים befand. Die orthodoxen Gemeindemitglieder wollten hauptsächlich eine Aenderung in der Schmone essreh nicht gelten lassen; da sie beim Wochentag-Gottesdienst fast ausschließlich im Tempel anwesend waren, hatten sie das faktische Recht für sich. Die Angelegenheit kam nochmals vor die Gemeindevertretung, die es

nicht dulden durfte, daß ihre Beschlüsse mißachtet wurden. Man beriet einen ehrenvollen Rückzug. Da erhob sich ein Mitglied und schlug folgenden Ausgleich vor: An Wochentagen, wo nur eine geringe Anzahl Betender im Tempel vorhanden seien, solle man es bei der althergebrachten Formel des ולמלשינים bewenden lassen, dagegen an Sabbaten und Feiertagen müsse die neue Formel mit aller Macht durchgesetzt werden. — Ein schallendes Gelächter folgte auf diesen pathetisch gesprochenen Antrag. Der Antragsteller wußte nicht, daß das ולמלשינים nur in der Wochentag-Schmone essreh vorkomme.

* **„Mumpitz.“** Ueber die Frage wie das Wort „Mumpitz“ entstanden ist, hat das B. T. die Diskussion eröffnet. Einer der Löser schreibt: „Ich als Laie meine, es sei im deutschen Jargon aus „Mumpitz„ entstanden und weise auf den vermummenden Aufputz hin, den die Kinder am Purimfest anlegten, um in dieser Verkleidung unter allerhand Karnevalsscherzen vor ihren Angehörigen zu paradieren. „Mach mir keinen Mumpitz vor“ würde dann ganz zwanglos heißen: „Spiegle mir nichts vor — täusche mich nicht.“ — Mumpitz!

---

## Hier und dort.

* **Berlin**, 17. November. (Hofprediger a. D. Stöcker) ist am Donnerstag von dem hiesigen Schöffengericht zu der höchst zulässigen Geldstrafe von 600 Mk. verurteilt, weil er vor Jahren seinen Amtsgenossen, Pfarrer Witte, verleumdet hat. Wir bringen diese kurze Notiz für unsre Leser im Auslande, denen politische Blätter in deutscher Sprache nicht zugänglich sind. Unsre Leser in deutschsprechenden Ländern haben über diesen sensationellen Prozeß Ausführliches in den Tageszeitungen gelesen.

* **Berlin**, 17. November. (Der antisemitische Abg. Iskraut) wird am Ende doch nicht Prediger an der hiesigen Sophienkirche, denn wie der „N. Ev.-Gem.-Bote“ mitteilt, hat das kgl. Konsistorium dem Einspruch von Mitgliedern der Sophiengemeinde gegen die Wahl des Herrn Iskraut Folge gegeben. Auch ein Teil der positiven Gemeindeglieder hatte sich diesem Einspruch angeschlossen.

* **Berlin**, 17. November. (Ein gutes Wort) sprach dieser Tage in einer christlichen Versammlung ein evangelischer Prediger, Pastor Paul. Er sagte: „Ich habe schwimmen gelernt im Wasser und nicht in der Luft. Es schadet nicht, wenn jemand dabei etwas Wasser schluckt. Und wenn man sagt, es ist aber schon jemand ertrunken, so sage ich: „Gerade deshalb lernen wir schwimmen, damit niemand ertrinkt.“ — Schade, daß es kein Vertreter des Judentums gewesen, der dieses Wort gesprochen, wir würden es sonst allen vorgehalten haben, die von uns fordern, wir sollten die Mißstände innerhalb des jüdischen Gemeindelebens mit weniger Schärfe behandeln, und wo diese Schärfe unvermeidlich, jene Mißstände lieber totschweigen — schade!

* **Berlin**, 18. November. (Kuriosa.) In einer Beleidigungssache, die am Sonnabend vor einer Abteilung des Schöffengerichts verhandelt wurde, wünschte der Kläger eine Ehrenerklärung im „Vorwärts“ oder in der „Staatsbürger-Zeitung“. Darauf soll, wie das letzgenannte Blatt meldet, der den Vorsitz führende Richter geäußert haben: „Ach was, wir sind doch keine Juden!“ — Ein Wirtshausschild mit der Aufschrift „Café Dalles“ ist vor einem Schanklokal, das in der Wiesenstraße in der Nähe des neuerbauten Asyls für Obdachlose gelegen ist, angebracht.

* **Berlin**, 18. November. (Michael Beersche Stiftung.) Der von der königlichen Akademie der Künste stiftungsgemäß auszuschreibende Wettbewerb um den Reisepreis der Ersten Michael Beerschen Stiftung ist für das Jahr 1897 für jüdische Bildhauer eröffnet worden. Ausführliche Programme mit den Bedingungen der Zulassung zu den Bewerbungen können von dem Senat der Akademie, sowie von den Kunstakademien zu Dresden, Düsseldorf, Karlsruhe, Kassel, Königsberg i. Pr., München, Wien, den Kunstschulen zu Stuttgart und Weimar, sowie dem Städelschen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M. bezogen werden.

⁂ **Elbing**, 15. November. (Einen Vortrag über Salomon Gabirol) hielt Rabb. Dr. Silberstein Dienstag Abend im Kaufmännischen Verein. Gabirol, der Dichter und Philosoph, sei 1020 in Malaga geboren und 1070 in Saragossa gestorben. Aus seinem Leben ist nur sehr wenig bekannt. In seinem 16. Jahre war er ein Kind mit greisenhafter Denkungsart. Da Gabirol sich auch in seinen religiösen Schriften stets fernhielt von Frömmelei und ebenfalls seine Glaubensgenossen nicht in überschwenglicher Weise verherrlichte, sondern der Wissenschaft und der Kunst allein seine Huldigungen darbrachte, fand er in den Kreisen seiner Glaubensgenossen nicht die richtige Würdigung, sein Name und seine Werke waren Jahrhunderte tot: erst die neuere Zeit erkannte seine Bedeutung als Dichter und Philosoph wieder.

# **Thorn**, 15. November. (Abfertigung.) Die hiesige „Ostd. Ztg.“ schreibt: Ein „teutscher Heil-Mann“, die Person ist uns unbekannt, doch thut dies nichts zur Sache, fand sich bis ins Innerste verletzt über die Aufnahme von Juden in den hiesigen Zweigverein des deutschen Privatbeamtenvereins und beschwerte sich in einer Sitzung darüber, sich im vollsten Brustton zu der Aeußerung versteigend, „daß unter einem Deutschen nur ein Arier verstanden werden könne.“ Darauf erhielt er vom Vorstand folgendes Antwort-Schreiben: „Unter Bezugnahme auf Ihre in der letzten Monatssitzung des Vereins gemachten Bemerkungen machen wir Sie darauf aufmerksam, daß wir ein derartiges Benehmen nicht dulden dürfen und sowohl zur Wahrung des Ansehens unseres Vereins als auch zum Schutze unserer Mitglieder energisch Verwahrung dagegen einlegen müssen. Wir weisen Sie noch besonders darauf hin, daß im deutschen Privatbeamtenverein weder politische noch religiöse Zwecke verfolgt werden, noch verfolgt werden dürfen, und daß bei den Zusammenkünften des Vereins alles zu vermeiden ist, was einen Andersdenkenden oder Andersgläubigen in seinem Denken und Glauben beleidigen könnte.“ — Dem ist weiter nichts hinzuzufügen, da hier klar und deutlich — und deutlich muß man diesen Herren kommen, denn sie haben ein dickes Fell — der Standpunkt des Vereins ausgesprochen ist.

♪ **Gostyn,** 16 November. (Eine billige Maßregel.) Hier starb vor kurzem der praktische Arzt Dr. Wachtel, der ebenso wie sein Sohn, ein Landwirt, aus der jüdischen Gemeinde ausgetreten war. Die Leiche sollte nach früheren Bestimmungen in Gotha verbrannt werden. Kurz vor seinem Tode verlangte Dr. W. jedoch von seinem Sohne, daß er seine Beisetzung auf einem jüdischen Friedhofe veranlasse. Aber keine jüdische Gemeinde wollte den Ausgetretenen bestatten. Nach langen Verhandlungen ließ sich die hiesige Gemeinde dazu bewegen. Jedoch mußte sich der junge W. verpflichten, nicht nur die Steuer von 16 Jahren (800 Mk.) nachzuzahlen, sondern auch der Gemeinde wieder beizutreten.

⚔ **Gleiwitz,** 15. November. (Wahl.) An Stelle des jüngst verstorbenen Sanitätsrats Dr. Freund wählte der Ausschuß des Oberschlesischen Gemeindeverbandes den hiesigen Rechtsanwalts und Stadtrat Schüller zum Vositzenden.

♪ **Kattowitz,** 16. November. (Die Chewra Kadischah) wird morgen ihre Generalversammlung abhalten, um den Rechenschaftsbericht des Vorstandes entgegenzunehmen und Ergänzungs- resp. Wiederwahlen vorzunehmen. Aus dem Kassenverwaltungsbericht ersehen wir, daß sich im Geschäftsjahr 1895/96 die Einnahmen auf 5010 Mk. beliefen. Davon entfielen 1980 Mk. auf Eintrittsgelder und Beiträge der Mitglieder, 1450 Mk. auf freiwillige Spenden verschiedener Art und 665 Mk. auf Sammlungen bei Beerdigungen. Demgegenüber stehen 4541 Mk. Ausgaben. Hierbei sind beteiligt die Krankenpflege mit 593 Mk., Apotheke und Aerzte mit 680 Mk. und Unterstützungen mit 1500 Mk .— Das Vereinsvermögen hat sich gegen das Vorjahr um 186 Mk. vermehrt und beträgt jetzt 4568 Mk., ausschließlich zweier Legate von zusammen 1034 Mk. — Diese Zahlen beweisen wohl zur Genüge, wie segensreich die Thätigkeit des genannten Vereins ist, und der Wunsch ist gewiß nicht unbescheiden, daß sich die Zahl seiner Mitglieder im neuen Geschäftsjahre recht erhöhen möge.

♪ **Breslau,** 16. November. (Gottesdienstliche Konzerte.) In Nr. 43 brachten wir eine Notiz über ein „Gottesdienstliches Konzert", das die Pause am verflossenen Jom Kippur in der Neuen Synagoge z. T. ausfüllen sollte. Herr Oberkantor Cerini ersucht uns, die Notiz dahin zu ergänzen, daß er kein „Konzert", sondern die Lewandowskische Neïla-Keduschah, die auch in den Berliner Synagogen gesungen wird, auf Wunsch des Vorstandes vor der Predigt vorgetragen habe, damit das Publikum nicht vorzeitig das Gotteshaus verlasse. — Die von Prof. Dr. Kittel zum Antritt seines Rektorats in der Aula der hiesigen Universität am 15. Oktober gehaltene Rede „Die Anfänge der Hebräischen Geschichtschreibung im Alten Testament" ist bei Hirzel in Leipzig im Druck erschienen.

# **Hannover,** 16. November. (Ein alter Streit,) mit anerkennenswerter Konsequenz angeregt und fortgeführt von unserem Herrn Landrabbiner, beschäftigte am 4. d. M. wiederum den hiesigen Bezirksausschuß. Unser Rabbiner ist, nicht wie die christlichen Geistlichen, mit seinem vollen Gehalt zur Einkommen- und Kommunalsteuer herangezogen worden. Nicht aus materiellen, sondern aus prinzipiellen Gründen strengte Herr Dr. Gronemann gegen den Magistrat Klage an und am 4. d. M. beschäftigte sich der Bezirksausschuß zu wiederholtem Male mit dieser Angelegenheit. Der Vertreter des Klägers verteidigte die Ansicht, daß dem Landrabbiner die Beamteneigenschaft zuzuerkennen sei, wenn er auch sein Gehalt nicht direkt vom Staate, sondern von den jüdischen Gemeinden seines Aufsichtsbezirks beziehe. Er werde durch die Staatsbehörden eingeführt und vereidigt; bis in die neueste Zeit sei dem Landrabbiner auch die Eigenschaft als mittelbarer Staatsbeamter zuerkannt. Der Landrabbiner stehe unter Aufsicht der Regierung und sei nebenamtlich als Kreisschulinspektor für die jüdischen Schulen thätig, so daß er auch in dieser Eigenschaft, wenn auch unbesoldet, als Organ der Staatsgewalt anzusehen sei. Das unlängst gefällte Urteil des Bezirksausschusses, nach welchem das Steuerprivilegium der Geistlichen nur den Geistlichen anerkannter christlicher Konfessionen zugute komme, könne hieran nichts ändern. Der Bezirksausschuß wies jedoch den Kläger ab. Das Amt als Landrabbiner begründe keine Beamtenqualität, — Kläger sei ja auch bei seiner Amtseinführung nicht mit dem Staatsdienereid belegt worden! — da dem Staate lediglich das Bestätigungsrecht des durch die jüdischen Gemeinden gewählten Landrabbiner zustehe und das Gehalt desselben durch die Synagogengemeinde geregelt werde. Ebensowenig wie als Seelsorger einer einzelnen jüdischen Gemeinde, könne ein Landrabbiner in seiner Eigenschaft als Kreisschulinspektor als Staatsbeamter angesehen werden, da das Amt unbesoldet sei. Durch das Gesetz von 1869 seien die jüdischen Gemeinden Hannovers den Gemeinden der alten Provinzen gleichgestellt, deren Rabbiner weder als mittelbare, noch als unmittelbare Staatsbeamte betrachtet würden. Ein gleicher Bescheid in gleichem Falle wurde Herrn Lehrer Spanier in Stolzenau. Da es sich um eine wichtige Prinzipienfrage handelt, die ein Präzedenz für alle Rabbiner und Lehrer in Preußen bilden könnte, so wäre es erwünscht, wenn Herr Dr. Gronemann die Angelegenheit in allen Instanzen wollte zur Entscheidung bringen lassen.

□ **Schildberg,** 15. November. (Der Wohlthätigkeitsverein „Eintracht"), der nun seit zwei Jahren hier besteht, hält sein Ziel stets im Auge und hat trotz der bescheidenen Einnahme, die der Kasse allmonatlich zugeht, schon manches Kinderherz durch seine Wohlthaten erfreut. Um nun auch den Mitgliedern des Vereins einen persönlichen Nutzen zu bieten, wurde in der Vereinssitzung am Sonnabend, den 6. d. M. beschlossen, die Pflege der jüdischen Geschichte und Litteratur in den Bereich der Vereinsthätigkeit zu ziehen. Rabbiner Dr. Bamberger hat sich bereit erklärt, in einem Zyklus von populären Vorträgen während des Winters die jüdische Geschichte und Litteratur zu behandeln.

⚔ **Frankfurt a. M.,** 15. November. (Israelitische Realschule.) Wie die „Frankf. Ztg." erfährt, ist der Fortbestand der Realschule der israelitischen Gemeinde des Philanthropins, nachdem die Verhandlungen über diese Anstalt zum Abschluß gelangt sind, für die Folge gesichert.

⊙ **Köln,** 16. November. (Kinderbewahranstalt.) Dieses im Jahre 1890 eröffnete Institut versendet soeben an seine Mitglieder den Rechenschaftsbericht über das verflossene Arbeitsjahr, aus dem zu ersehen ist, daß die Anstalt täglich von 40—50 Kindern besucht war, die von zwei Kindergärtnerinnen beschäftigt wurden. Die Kinder erhalten gegen

geringfügige Entschädigung (20 Pfennig pro Woche) ein nahrhaftes Mittagsmahl. Der Rechnungsabschluß weist an Einnahmen Mk. 5147 (Mitgliederbeiträge 2384 und Spenden 2763 Mk.) und an Ausgaben 2572 Mk. auf. Mit der Kinderbewahranstalt sind noch verbunden: eine Suppenanstalt, eine Haushaltungsschule und ein Kinderhort. Eine Kochschule soll demnächst errichtet werden. Die Suppenanstalt gewährt bedürftigen Kindern, welche die israelitische Volksschule besuchen, auf gemeinschaftliche Kosten der Kinderbewahranstalt und des Frauenvereins der Synagogengemeinde ein reichliches und nahrhaftes Mittagessen. Minderbedürftige bezahlen 10 Pfennige für die Mahlzeit. Während der Wintermonate wurden 2400 Portionen unentgeltlich verabreicht.

**Strelitz i. M.**, 15. November. (Der 70. Geburtstag unseres Landesrabbiners.) Herrn Dr. Hamburger ist am Dienstag in solenner Weise gefeiert worden. Die zahlreichen dem Jubilar dargebrachten Ovationen zeugten von dem wohlverdienten Rufe, den der Jubilar in den weitesten Kreisen genießt. Um 12 Uhr empfing der rüstige Greis die Vorsteher der israelitischen Gemeinden des Landes, die eine von sämtlichen Gemeinden gestiftete Ehrengabe überreichten. Im Namen der Deputation beglückwünschte der älteste der anwesenden Vorsteher, Herr Löwenhaupt aus Neubrandenburg, den Jubilar und stattete ihm den Dank ab für seine Verdienste als Seelsorger und Gelehrter. In tief empfundenen Worten dankte der Jubilar. Nachmittags 4 Uhr fand in seinem Hause ein Festmahl statt, an dem außer der Familie die erschienenen Vertreter der israelitischen Gemeinden teilnahmen. Im Anschluß an ein ausgebrachtes Hoch des Jubilars auf Se. K. H. den Großherzog sandten die anwesenden Vorstände der israelitischen Gemeinden von Mecklenburg-Strelitz gemeinschaftlich mit dem Jubilar ein Huldigungstelegramm an den Landesherrn ab, das in warmer Weise beantwortet wurde.

**Hamburg**, 15. November. (Herr Sigmund Hinrichsen) der Präsident der hiesigen Bürgerschaft, feierte sein 25jähriges Jubiläum als Mitglied dieser Körperschaft. Die Stadtgemeinde, ja fast alle Männer von Rang und Bedeutung gratulierten, darunter Baron von Schleinitz, der Kommandant von Hamburg und Altona, sowie Hauptmann Baron de la Motte-Fouqué, der letztere namens des Offizierkorps des 76. Infanterie-Regiments, dessen Musikkapelle dem Jubilar ein Ständchen brachte. Herr Hinrichsen ist wegen seiner seltenen Eigenschaften überall hochgeachtet und beliebt. Das Geschenk, das er vom Vorstand der Bürgerschaft erhielt, besteht in einem reizenden Schiffe aus Blumen, an welchem ein prachtvoller goldener Federstiel befestigt ist.

N. **Von der Elbe**, 16. November. (Erläuterung.) Gestatten Sie, verehrter Herr Redakteur, eine kleine Berichtigung zu dem Artikel in Nr. 45 Ihrer Zeitung unter obiger Ueberschrift. Zunächst muß ich mich verwahren gegen die Ihrerseits auf den Satz: Talmud Thora keneged kullam in Parenthese gemachte Erläuterung: Das Wissen geht über alles. (Nun, sagen wir: Das theologische Wissen. Wir haben den Satz frei übersetzt, weil nicht unsere Leser sämtlich Rabbiner sind. Red.) Bei meinem beschränkten Unterthanenverstande verstehe ich unter Talmud Thora ausschließlich das Studium der heiligen Schrift im Urtexte nebst der dazu unerläßlichen Erforschung des Talmud. Nur ein Studium dieser Richtung erhebt den Fleißigen aus dem Erdenstaube und gewährt ihm einen Vorgeschmack von dem bevorstehenden seelischen Genuß, dem einzig und allein das vorübergehende Erdenwallen geweiht ist. Wer das Glück hatte, auch nur סדר קדשים, das im praktischen religiösen Leben wenig zu verwerten ist, mit Benutzung des ברכת הזבח, auch dieser Verfasser bekleidete die Rabbinerstelle in Frankfurt — und מם כתובות mit Benutzung des staunenerregenden הפלאה zu lernen, wird obiges aus eigener Erfahrung bestätigen, ja noch mehr, die Anhänger dieser Richtung müßten selbst dem verstockten Antisemiten Achtung abgewinnen. Erst wenn die vier „Turim" aufgehört haben werden ein Luxusartikel für die oberen 10000, wenn sie zu ihrem Rechte kommen, ein Gegenstand des allgemeinen jüdischen Bedürfnisses zu sein, wenn der Wahn gewichen sein wird, daß man mit Elementar-Schulbildung und einer orthodoxen Bibelübersetzung nebst Kommentar dieses Stiles durch diese Welt kommen und auch das unsterbliche Reich erklimmen kann, dann erst wird die Frage des Niederganges des Judentums gegenstandlos sein. Sie sehen also, verehrter Herr Redakteur, daß Ihre bekannte Frage auch mich beschäftigte, freilich bin ich nicht so anspruchslos, wie unsere heutigen Rabbiner, stelle aber auch nur eine bescheidene Anforderung, wie der unvergleichliche הפלאה. — Zum Schlusse bitte zu berichtigen, daß es im erwähnten Artikel statt meiner Wahrheit, reiner Wahrheit, heißen muß.

**München**, 13. November. (Wahlen.) Am 6. Dezember findet bei der hiesigen israelitischen Kultusgemeinde die Wahl von sechs neuen Mitgliedern des Verwaltungs-Ausschusses statt, an Stelle der infolge Auslosung Ende Dezember d. Js. zurücktretenden HH. W. Fränkel, Großhändler, Ludw. Rosenthal, Antiquar, L. Siegel I., Rechtsanwalt J. Landauer, Bankier, L. Schwaab, Großhändler, Moor. Feuchtwanger, Privatier. Die Wahl der Ersatzmänner, sowie die Ergänzung des Revisions-Ausschusses ist auf den 8. Dezember d. Js. anberaumt.

B. **Wien**, 15. November. (Verjudete Antisemiten. — Die jüngsten Wahlen. — Jüdisches Museum.) Die Lektüre der „leitenden" Antisemitenblätter wird immer interessanter. Die Vertreter der verschiedenen antisemitischer Parteien beschuldigen einander gegenseitig mit wachsender Heftigkeit der — Verjudung! Neuestens ist der „Ostdeutschen Rundschau", deren Patrone von den Christlichsozialen als „Rothschild-Antisemiten" verhöhnt werden, zu begreiflicher Entrüstung dadurch Anlaß gegeben worden, daß bei der engeren Landtags-Wahl im Städtebezirke Waidhofen a. d. Thaya die Christlichsozialen entgegen der offiziellen Parole ihrer Parteileitung in großer Zahl für den liberalen Kandidaten Dr. Kopp gestimmt und dadurch dessen Wahl entschieden haben, weil er ihnen offenbar als das „kleinere Uebel" gegenüber der Kandidatur des Schönerer-Genossen Dötz erschienen war. Das Blatt bezeichnet nun seine Gesinnungsgenossen, die zu dem Siege des Dr. Kopp beigetragen, als verjudet! — In den Wiener Bezirken 2—19 haben bei den Landtags-Wahlen die Christlichsozialen, bezw. Antisemiten 37000, die Liberalen 14000, die Schönererpartei 1854 Stimmen erhalten. — In Hernals siegte Prinz Alois Liechtenstein, der „schwarze Prinz", mit 4145 Stimmen über

den Sozialdemokraten, der nur 160 Stimmen erhielt. — Dem Museum der Gesellschaft für Sammlung und Konservierung von Kunst- und historischen Denkmälern des Judentums sind im Laufe dieses Sommers zahlreiche Geschenke von Freunden und Gönnern zugekommen, eine große Anzahl von Kupferstichen und Radierungen, Darstellungen aus der heiligen Schrift, Porträts hervorragender Juden, sowie Darstellungen des religiösen Lebens, wertvolle Buchspenden, historische Medaillen, eine sehr wertvolle alte Thorarolle (vielleicht aus dem Geresch-Znaim stammend), eine Kethuba aus dem vorigen Jahrhundert, reich mit Ornamenten und Miniaturen verziert.

** **Prag**, 13. November. (Gut gegeben! — Auszeichnung.) Eine der jüngsten Nummern der „Bohemia" bringt folgende Stimme aus dem Publikum": „Von offenkundig antisemitischer Seite ist in der letzten Zeit vielen „Judenliberalen", die aus ihrer nichtantisemitischen Gesinnung nie ein Hehl gemacht haben, ja sogar Juden, ein gedruckter Aufruf zugegangen, worin sie als „Volksgenossen" in warmen Worten um Beiträge beziehungsweise Zeichnung von Anteilscheinen zwecks Erbauung eines Vereinshauses angegangen werden. Datiert ist dieser Aufruf: „Prag im Wonnemonat 1896." Wie so: „Wonnemonat"? muß ich mich fragen. Und wie so: „Volksgenosse"? In jenen antisemitischen Blättern, die der Aufruf im Zusammenhange mit dem geplanten Hausbau-Unternehmen nennt, wird doch sonst immer stramm die Meinung vertreten, daß „Juden und Judengenossen", d. h. Liberale, keineswegs als „Volksgenossen" anzusehen sind. Wenn sich die Herren ein Haus bauen wollen, um unter sich zu sein, so ist das sicherlich ihr gutes Recht. Aber so viel Stolz sollen sie doch haben, die Unterstützung dieser heiligen Sache nicht auch von Juden und Judengenossen erbitten zu wollen, und soviel Scharfsinn, vorauszusehen, daß jene, von denen sie sich sonst immer feindselig absondern, sich schönstens für die Ehre bedanken, in diesem Falle blechende „Volksgenossen" zu sein." — Unser Kaiser hat mittelst allerhöchster Entschließung vom 25. September cr. gestattet, daß der Kandidat der Medizin Herr Emil Fischl, der seine sämtlichen Prüfungen mit allgemeiner Auszeichnung abgelegt hat, an der hiesigen deutschen Universität sub auspiciis promoviert werde. Es ist seit dem Bestande der Prager Universität zum ersten Mal der Fall, daß ein Mediziner sub auspiciis promoviert wird. Die Promotion findet in diesem Monate statt.

⁂ **Prag**, 11. November. (Der Zentralverein zur Pflege jüdischer Angelegenheiten) hat vorgestern seine Generalversammlung abgehalten. Der Thätigkeitsbericht des Geschäftsleiters Dr. jur. Friedrich Duschenes hebt hervor, daß der Vereinsausschuß auf zwei Punkte sein besonderes Augenmerk gelenkt hat: erstens auf die großen vitalen Tagesfragen der jüdischen Konfession und die soziale Stellung der Juden, und zweitens auf die Konsolidierung und Festigung der vom Vereine ins Leben gerufenen verschiedenen Einrichtungen. Der Geschäftsleiter der Handwerkerabteilung Herr Alexander Lieberls berichtete, daß zu Anfang des Vereinsjahres 51 Knaben unter der Aegide des Vereines standen, von denen im Laufe des Jahres 17 freigesprochen wurden; dieselben sind bei verschiedenen Handwerkern untergebracht. Die Auslagen dieser Abteilung betragen im abgelaufenen Vereinsjahr fl. 1803. — Ueber die Thätigkeit der Sektion zur Heranbildung israel. Krankenpflegerinnen erstattete Frau Julie Leipen Bericht. Die Krankenpflegerinnen, die an dem Josephstädter allg. Krankenhause im modernen Sinne ihre Ausbildung erlangen, haben 446 Nächte und 625 Tage in der Krankenpflege zugebracht. Größere Spenden ermöglichten die Gründung eines eigenen Heims, in welchem die Krankenpflegerinnen unter der Beaufsichtigung einer tüchtigen Hausmutter stehen. — Für die „Studentenabteilung" erstattete Herr Prof. Wertheimer Bericht und bat um eifrige Unterstützung dieser Institution. — Der Kassabericht, erstattet vom Vereinskassierer Herrn Heinrich Denhoff, beziffert die Einnahmen mit 4096 fl., die Ausgaben mit 3909 fl. Das Vereinsvermögen besteht aus einem Fond in der Höhe von 11,350 fl. und beweglichem Vermögen in der Höhe von 6746 fl. 69 kr. Sämtliche Berichte wurden mit Beifall zur Kenntnis genommen.

‡ **Brünn**, 13. November. (Baron Hirsch) hat für Wohlthätigkeitsanstalten in Mähren den Betrag von 1 000 000 Francs testiert, und zwar zur Hälfte für israelitische und zur Hälfte für Anstalten, deren Wohlthaten Bedürftigen ohne Unterschied der Konfession zuteil werden. Die Zuweisung der Teilbeträge an die einzelnen Anstalten war der Witwe des Barons überlassen. Baronin Clara Hirsch hat nunmehr den 9. Dezember d. J., den Geburtstag ihres Gatten, als Termin für die Auszahlung der Legate bestimmt und die bedachten Anstalten und Vereine verständigt, daß ihr Rechtsanwalt mit der Liquidierung beauftragt wurde. Es wurden angewiesen: Sämmtlichen 50 israelitischen Kultusgemeinden Mährens für humanitäre Zwecke Beträge von 1000 bis 5000 fl., der Kultusgemeinde Brünn 10 000 fl., dem mährisch-jüdischen Waisenhilfsverein 110 000 fl., zum Ausbau des Brünner Kinderspitals 40 000 fl., den Barmherzigen Brüdern für ihre vier mährischen Spitäler 41 000 fl., dem Elisabethinerinnenspital in Brünn 5000 fl., den Brünner Blinden- und Taubstummen-Instituten je 10 000 fl., dem Blinden-Wohlfahrtsverein 5000 fl., dem patriotischen Landeshilfsverein 50 000 fl., schließlich einer großen Anzahl humanitärer Vereine und Institutionen kleinere Beträge.

H. **Budapest**, 15. November. (Verschiedenes) Den Führern der klerikalen Partei in Ungarn ist vom Vatikan in Rom geraten worden, sich der Propagierung des Antisemitismus im neuen Reichstage zu enthalten, und zwar nicht etwa, um die Juden nicht zu kränken, sondern weil — wie ein Telegramm der Neuen Freien Presse besagt — „eine Verquickung der katholischen Ideen mit dem Antisemitismus der Kirche zu entschiedenem Schaden in einem Lande gereichen müßte, in welchem die Regierung fest entschlossen sei, den Antisemitismus nicht aufkommen zu lassen." Trotz dieser Motivierung würde es uns nicht im Geringsten wundern, in protestantischen Antisemitenblättern die Behauptung zu finden, daß auch der Papst „verjudet" sei. — Wie hiesige Blätter melden, soll hier unter dem verheißungsvollen Namen „freies Israel" ein Reformverein begründet werden. Der Verein will eine „Emanzipation vom Talmud", die Einführung eines Gottesdienstes in ungarischer Sprache, sowie ein Aufgehen des Judentums im Magyarentum anstreben. Der Mißerfolg, den die Reform in Deutschland erfahren, scheint hier entweder

keinem bekannt zu sein oder keinen abzuschrecken. — Pfarrer J. B. Knezitts hat seine Gläubigen Jahre hindurch gegen die kirchenpolitischen Gesetzesvorlagen und gegen die Juden gehetzt und wurde deshalb zu 6 Monaten Gefängnis und 500 Kronen Geldstrafe verurteilt. Die Königliche Tafel erhöhte jedoch diese Strafe auf ein Jahr Gefängnis. Dieses Urteil ist nunmehr von der Königlichen Kurie bestätigt worden.

X Paris, 13. November. (Die zweite Wahl der Mitglieder des jüdischen Konsistoriums) für Frankreich und Paris hat stattgefunden. In das Zentralkonsistorium wurde Ferdinand Crémieux, das Mitglied der Deputiertenkammer, an Stelle des General Sée gewählt. Diese Wahl überraschte jedermann, da General Sée bei der ersten Wahl der einzige Kandidat war. Crémieux wurde eigentlich ohne jedes Dazuthun von seiner Seite gewählt. Noch am Tage der Wahl veröffentlichte er in der — antisemitischen „Libre Parole“ einen Brief des Inhalts, daß er weder zu kandidieren gedenke, noch irgend jemand ermächtigt habe, ihn zu nominieren. In diesem Briefe gestand er, daß er ein Freidenker sei, der eigentlich keinerlei religiöses Zeremoniell befolge, aber doch stolz darauf sei, einer alten französischen und jüdischen Familie anzugehören. Wenn aber eines seiner Kinder, fügte er in dem Schreiben hinzu, seine jüdische Abkunft verleugnete, so würde er dieses Kind als einen Bastard betrachten. — Daß General Sée nicht gewählt wurde, mag seinen Grund darin haben, daß ein anonymes Schreiben zirkulierte, des Inhalts, General Sée habe seine Söhne nicht beschneiden lassen. In demselben Zirkulär wurde aber Crémieux ohne sein Wissen zur Wahl empfohlen, trotz seiner famosen Erklärung in der „Libre Parole“!

A Rom, 13. November. (Dem Andenken des Gerechten. — Aus der Gemeinde.) Der jüngst hier verstorbene Kardinal Fürst Hohenlohe hat seine Nächstenliebe auch Andersgläubigen gegenüber bethätigt. Er war es, der dem damals noch wenig bekannten und geschätzten Münchener Forscher Rabbinowitz den Weg ebnete, als jener für seine Ausgabe der „Dikduke Soferim“ die Vatikanischen Talmudhandschriften benutzen wollte, und nur der Initiative des Kardinals verdankte er es, daß ihm die Einsichtnahme in diese kostbaren Manuskripte auch außerhalb der damals noch recht knapp bemessenen Bibliotheksstunden in der großen Wandelhalle verstattet wurde. Als im Jahre 1893 Rabbiner Dr. Margulis aus Florenz die größeren Städte Italiens bereiste, um allerorten Komitees für das russische Hilfswerk zu errichten, da sandte Kardinal Hohenlohe ihm seine Equipage, um mit ihm auf seiner Villa in Tivoli, was ihm in seiner angestrengten Thätigkeit in der Stadt tagsüber nicht möglich war, in den Nachtstunden die Hilfsaktion zu besprechen. So ward der Rabbiner der Gast des Kardinals, der ihm die Mittel und Wege wies, um den für ihren Glauben leidenden Juden Erleichterung zu verschaffen. — In unserer Gemeinde existieren zur Zeit achtzehn fromme Vereine oder Chewroth. Nun hat das italienische Parlament schon 1890 ein Gesetz angenommen, welches die Regierung ermächtigt, die Besitzungen und Güter aller in unserer Stadt bestehenden Kongregationen, Brüderschaften und frommen Vereine unter ihre Obhut zu nehmen und dieselben zugleich auch zu verwalten. Mittelst Gesetzes vom 30. Juli d. J. wurden wieder alle frommen Vereine hier, von deren Vermögen die Regierung bisher noch immer nicht Besitz ergriffen hatte, aufgefordert, wenn sie ihren Besitz weiter behalten und verwalten wollten, ihre diesbezüglichen Gesuche unverzüglich bei den Verwaltungsbehörden einzureichen, damit man ihre Einwürfe gegen das Gesetz gehörig prüfen könne. Sechs von unseren achtzehn Chewroth haben schon längst gegen das erwähnte Gesetz den Rekurs ergriffen und für die anderen zwölf Chewroth wird erst jetzt ein solcher Schritt unternommen werden.

‡‡ Sofia, 13. November. (Gegen die Zionisten. — Rabbinerwahl.) In einem Sendschreiben an die jüdischen Gemeinden Bulgariens wendet sich der Großrabbiner der Türkei, Herr Moses Levi, gegen ein hier in spaniolischer und bulgarischer Sprache erscheinendes zionistisches Wochenblatt, „Die Stimme Israels“, weil es die Interessen der in der Türkei lebenden, mit voller Gleichberechtigung versehenen 300000 Juden gefährde, diese in den Augen der türkischen Regierung verdächtige. Der Großrabbiner ersucht, das Blatt nicht zu abonnieren und den Redakteur als von der jüdischen Gemeinschaft ausgeschlossen zu erklären, falls er von seinem Unternehmen nicht abstehen sollte. Dieses energische Vorgehen gegen die Propagierung des Zionismus erläutert unser früherer Großrabbiner Dr. Dankowicz in der „Neuzeit“ dahin, daß in Bulgarien ein zionistischer Verein oder ein zionistisches Blatt überflüssig sei, weil jeder orientalische Jude, jeder Spaniole, ohne Rücksicht auf Bildung, Erziehung und religiöse Ueberzeugung, sozusagen ein natürlicher Zionist sei. Jeder, der es zu einer gewissen Wohlhabenheit gebracht, kenne keine bessere Ruhestatt für die Tage seines Alters, als Jerusalem, wohin er mit Vorliebe auswandere. Wenn nun nicht blos der Chacham-Baschi in Konstantinopel, dessen Autorität der Vorstand der jüdisch-spaniolischen Gemeinde in Sofia angerufen hat, sondern auch dieser Vorstand selbst in einem an das hiesige Regierungsorgan „Mir“ gerichteten Schreiben gegen die Tendenz des zionistischen Wochenblattes in solch energischer Weise protestieren, so geschah dies nur aus dem Grunde, weil das fragliche Blatt nicht blos in spaniolischer, sondern auch in bulgarischer Sprache herausgegeben wird, und daher geeignet ist, uns in den Augen der Regierung und des Volkes verächtlich zu machen und mithin dem hier früher ganz unbekannten, seit einigen Jahren jedoch schroff hervortretenden Antisemitismus neue Nahrung zu geben. — Es verlautet, daß der seit dem Tode des sel. Dr. Grünwald vakante Posten des Großrabbiners wieder besetzt werden soll. Für dieses Amt ist Dr. Kisch in Prag in Aussicht genommen.

O. Odessa, 15. November. (Der „Cherem“ als Erzieher. — Jüdischer Zwischenhandel.) Politische Blätter schreiben aus Polen: Zur Ehre der Israeliten muß man sagen, daß Trunksucht unter ihnen nur in äußerst geringem Maße verbreitet ist, und wo in einzelnen Fällen dieses Laster auftritt, sucht man es mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu beseitigen. So fröhnte ein israelitischer Kaufmann, trotz Ermahnung und selbst Drohung der Verwandten dem Trunke. Man wandte sich an den Rabbiner, der über den Trunksüchtigen den „Cherem“ (Bann) aussprach. Infolgedessen sagten sich nicht nur die Frau und Kinder von dem in den Bann gethanen Kaufmann los, sondern auch alle israelitischen

Kaufleute brachen alle Beziehungen zu ihm ab. Das brachte den Trunksüchtigen zur Vernunft: er schwor vor dem Rabbiner, nicht mehr diesem Laster zu fröhnen, und nach einer einjährigen Probezeit wurde der Bannfluch aufgehoben. — Ueber die jüdischen Zwischenhändler klagen in der Regel nur diejenigen, die glauben sie ersetzen oder entbehren zu können; die Produzenten haben aller Orten eine andere und bessere Meinung von der Thätigkeit dieser Zwischenhändler. So wurden nach Einführung des Branntweinmonopols die Juden aus den Dörfern des Weinbaurayons vertrieben, damit sie nicht die Bauern „übervorteilen"; die Regierung selbst wollte Weinkäufer werden. Jetzt petitionieren die Weinbauer in Bessarabien und der Krim um Wiederzulassung der Juden, weil der neue Zwischenhändler, der Fiskus, für den Wein ungefähr soviel zahlt, als die Selbstkosten der Bauern betragen. Daß diese Petitionen Erfolg haben werden, will man hier nicht recht glauben.

Warschau, 16. November. (Der alte Kurs. — Jüdische Studenten.) Eine der Kronseisenbahnen regte die Frage an, ob Juden die Berechtigung hätten, Parzellen von Eisenbahnländereien zu arrendieren, welche sich außerhalb der Städte und Flecken derjenigen Rayons befinden, in welchen den Juden das Niederlassungsrecht eingeräumt ist und ob derartige Arrendeverträge nicht gegen das Gesetz vom 3. Mai 1882 verstoßen; ferner erbat die Eisenbahnverwaltung Auskunft, ob mit Juden Arrendeverträge über Ländereien abgeschlossen werden können, wenn diese letzteren außerhalb der Rayons der jüdischen Seßhaftigkeit belegen sind, der Pächter sich jedoch verpflichtet, nicht auf dem arrendierten Grundstück ansässig zu werden. Beide Fragen wurden zu Ungunsten der Juden entschieden: Aufgrund des angezogenen Gesetzes sei den Juden das Niederlassungsrecht außerhalb der Städte und Flecken bedingungslos untersagt und der Abschluß von Arrendeverträgen mit Juden über Ländereien, welche außerhalb der Peripherie der jüdischen Seßhaftigkeit liegen, involvieren in jedem Fall eine strikte Gesetzesverletzung. Es herrscht hierzulande noch immer der alte Kurs! — Von den 268 jüdischen Studierenden, welche um Aufnahme in die hiesige Universität nachsuchten, sind 30 zugelassen worden. Die beiden goldenen Medaillen, welche die medizinische Fakultät in diesem Jahre zu vergeben hatte, sind jüdischen Studierenden zuerkannt worden, — Grund genug, die Juden zum Studium — nicht zuzulassen.

---

— Vakanzen. Romrod: Unverh. Rl., K., Fix. 514 Mk., fr. W., Heiz. u. Nbk. Meld. an Baruch Flörsheim. — Höringhausen: Sof. od. 1. 4. 97 sem. geb. L., K., Sch., Fix 800—900 Mk., fr. W. u. Heiz. Meld. an Menko Loewenstern I. — Nördlingen: Zum 1. 1. 97 unverh. Kult.-Diener, Hilfsk. u. Hilfssch., Fix. ca. 800 Mk. u. gut. Nbk. — Bolajewo (Posen): Rl., K., Sch., Eink. 750 Mk. — Bischofsheim bei Mainz: Zum 1. 1. 97 unverh. gepr. Rl., K., Sch., Fix. 550, Nbk. ca. 250 Mk., fr. W., Heiz. u. Bel. Meld. an H. Selig.

---

## Brief- und Fragekasten.

A. B., Köln. Wie oft sollen wir wiederholen, daß anonyme Zuschriften unberücksichtigt bleiben! — Hrn. O. M., hier. In Warschau wohnen unter einer Gesamtbevölkerung von 553643 Seelen 195481 Juden. — Hrn. L. C., S. Das preußische Judengesetz von 1847 hat zwar für die neuen preußischen Provinzen keine Geltung, jedoch ist dieser Tage in Hannover entschieden worden, daß durch das Gesetz von 1869 die dortigen Gemeinden den jüdischen Gemeinden der alten Provinzen gleichgestellt seien. 2. Der frühere Minister des Innern, Herfurt, hat in einem konkreten Falle entschieden, daß ein Schächter kein „Kultusbeamter" im Sinne des Gesetzes sei. Jedoch wird jetzt in Einzelfällen anders entschieden, so daß eine Gemeinde, die einen Ausländer ohne behördliche Genehmigung beschäftigt, leicht der üblichen Strafe von 60 Mk. verfallen könnte.

Dem Fragesteller im Brief- und Fragekasten der vorletzten Nummer antworte ich folgendes: Gegen Erschlaffung der Falfetten thun Sie folgendes: Lassen Sie sich in der Apotheke für 15—20 Pf. Hustenelixier mit einigen Tropfen Pimpinellessenz mischen und nehmen Sie vor dem Dienst ein Stückchen Würfelzucker, das Sie mit 20—25 Tropfen dieser Flüssigkeit beträufelt haben. Dieses Rezept hat sich noch in den meisten Fällen bewährt. Lassen Sie mich wissen, ob es auch Ihnen geholfen hat.

A. Fuchs, Bitburg.







Verantwortlicher Redakteur: A. Levin, Berlin. — Verlag: Siegfried Cronbach, Berlin W. 57. — Druck: Arthur Scholem, Berlin C., Roßstr. 3.